Nr. 189 — Jahrgang 13 | Einzelnummer 0,20 Zl. | Sonntag, den 19. August 1928

Volkswille

Anzeigenpreis: Für Anzeigen aus Polnisch-Schlesien je mm 0.12 Zloty für die achtgespaltene Zeile, außerhalb 0.15 Zlp. Anzeigen unter Text 0.60 Zlp. von außerhalb 0.80 Zlp. Bei Wiederholungen tarifliche Ermäßigung.

Zentralorgan der Deutschen Sozialistischen Arbeitspartei Polens

Abonnement: Vierzehntägig vom 16. bis 31. 8. cr. 1.65 Zl., durch die Post bezogen monatlich 4,00 Zl. Zu beziehen durch die Hauptgeschäftsstelle Kattowitz, Beatestraße 29, durch die Filiale Königshütte, Kronprinzenstraße 6, sowie durch die Kolporteure.

Redaktion und Geschäftsstelle: Kattowitz, Beatestraße 29 (ul. Kosciuszki 29). Postscheckkonto P. K. O., Filiale Kattowitz, 300174. — Fernsprech-Anschlüsse: Geschäftsstelle Kattowitz: Nr. 2097; für die Redaktion: Nr. 2004

Wichtige Beratungen in Paris

Sonderverhandlungen mit Stresemann — Deutschland zur Unterzeichnung bereit

Paris. Zu der unvorhergesehenen Einberufung des französischen Ministerrats meint die „Information", daß sich gelegentlich der Unterzeichnung des Kelloggpaktes am 27. August in Paris notwendigerweise wichtige Besprechungen anknüpfen würden. Im Laufe der geplanten drei großen Empfänge durch den Präsidenten der Republik in Rambouillet, den Ministerpräsidenten und den Außenminister würden alle Fragen, die gegenwärtig die Aufmerksamkeit der Staatskanzleien erregten, angeschnitten werden. „Wird es übrigens nicht das erstemal nach dem Kriege sein," so schreibt das Blatt, „daß ein deutscher Außenminister in Frankreich empfangen wird?" Herr Stresemann, der wie Briand Anhänger der zielbewußten deutsch-französischen Annäherungspolitik ist, wird zweifellos Poincaree seine Gedanken über eine Frage auseinandersetzen, die ihm besonders am Herzen liegt, nämlich die Räumung des linken Rheinufers. Es scheint logisch, daß die Schuldenfrage mit Kellogg erörtert wird. Trotz aller Findigkeit auch der geschicktesten Diplomaten ist es selten, daß befreundete Schuldner und Gläubiger sich stundenlang unterhalten, ohne über einen Gegenstand zu sprechen, der ihnen am Herzen liegt. Die französische Regierung muß also vor dieser Zusammenkunft alle wichtigen Fragen ins Auge fassen, die im Laufe der Sonderverhandlungen behandelt werden könnten. Zweifellos aus diesem Grunde hat Poincaree seine Kollegen ersucht, in Paris bereits am 23. August einen Ministerrat abzuhalten, anstatt am 1. September in Sampigny, wie das am 17. Juli beschlossen worden war."

Um den baltischen Staatenbund

Auch Polen soll einbezogen werden

Riga. Der estländische Außenminister Rebane traf in Riga ein, um angesichts der bevorstehenden Völkerbundstagung mit dem lettländischen Außenminister die laufenden politischen Fragen beider Länder zu besprechen. Der Presse gegenüber erklärte Rebane, daß zwischen Lettland und Estland ohne Zweifel in allen auf der Völkerbundstagung zu erörternden Fragen ein völliges Einvernehmen zu erzielen sein werde. Für die baltischen Staaten sei die Frage der Abrüstung und die der Sicherheit am wichtigsten. Ueber den Kelloggpakt könne er sich vor dessen Unterzeichnung nicht näher äußern, doch bestünden auf estländischer Seite keine grundsätzlichen Bedenken gegen einen Beitritt. Dieser Pakt könne jedoch nicht die durch Völkerbundsstatut den Mitgliedern gewährten Sicherheiten ersetzen und dürfe daher nicht in Widerspruch zu dem Völkerbundsstatut stehen. Für verfrüht halte er es, sich die Verhandlungen über einen ständigen Handelsvertrag bezw. die Zollunion zwischen Lettland und Estland zu äußern. Die Verhandlungen würden Ende dieses Monats nach längerer Pause fortgeführt werden. Der estnisch-russische Handelsvertrag befinde sich ebenfalls erst im Stadium der Vorarbeiten.

Ueber den Gedanken eines baltischen Staatenbundes gab der Außenminister der Hoffnung Ausdruck, daß ein solcher Bund in Zukunft zu verwirklichen sein werde. Es seien zwar große Schwierigkeiten zu überwinden, vor allem in der Wilnafrage, in der Estland wie auch Lettland völlig neutral seien. Es bleibe jedoch zu hoffen, daß diese in günstigem Sinne gelöst werde. Damit hat Außenminister Rebane, sich nochmals als Anhänger eines baltischen Staatenbundes mit Einschluß Polens bekannt.

Rebane bleibt drei Tage in Riga und wird dann nach Stockholm reisen, wohin sich der estländische Staatspräsident zum Besuch des Königs von Schweden begibt.

Entrüstung über Litauens Antwort

Warschau. Die litauische Antwortnote auf den polnischen Vorschlag, am 30. August in Genf die Verhandlungen aufzunehmen, ist am Donnerstag in Warschau eingetroffen. In der Note lehnt Woldemaras, wie bereits gemeldet, den polnischen Vorschlag ab und zwar mit der Begründung, daß in der gleichen Woche die Sitzung des Völkerbundes beginne und die wichtigen Arbeiten der polnisch-litauischen Tagung unter günstigeren Bedingungen stattfinde, die eine ernste Arbeit ermöglichten. Schließlich weist er darauf hin, daß die polnische Note einen formalen Fehler zeige, weil nicht Zaleski, sondern der Leiter der Ostabteilung im polnischen Außenministerium, Holowko, unterzeichnet habe.

In Warschau ist diese Antwort mit größtem Unwillen aufgenommen worden. Die halboffiziöse „Epoka" richtet einen heftigen Angriff gegen Woldemaras, der nach polnischer Ansicht das Genfer Gelände scheue und sich in einem Winkel Ostpreußens verkriechen wolle. Die Note Woldemaras verrate den Wunsch, den Verhandlungen unter den Augen des Völkerbundes zu entgehen, der Litauen aufgegeben habe, sich mit Polen zu verständigen. Die Gründe Woldemaras hielten der Kritik nicht stand, da eher Polen Grund zu einem solchen Einwand gehabt hätte. Woldemaras scheue das offene Tageslicht. Zum Schluß schreibt das Blatt, Polen müsse auf der nächsten Völkerbundssitzung mit Hinweis auf die litauische Verschleppungstaktik eine sofortige Erledigung der Angelegenheit fordern. Aehnliche Angriffe enthalten die übrigen Regierungsblätter.

Wie die „Epoka" berichtet, ist man im Warschauer Außenministerium bereits mit der Abfassung einer Antwortnote beschäftigt, die in den nächsten Tagen überreicht werden soll.

Stresemann reist zur Unterzeichnung des Kelloggpaktes

Berlin. Die deutsche antwort auf die Einladung des französischen Außenministers Briand zur Teilnahme an der Unterzeichnung des Kelloggpaktes ist am Freitag mittag dem französischen Botschafter in Berlin überreicht worden. Die Antwort enthält die Zusage Dr. Stresemanns. — Der Reichsaußenminister, der am Sonntag abend von seinem Kuraufenthalt nach Berlin zurückkehrt, wird ohne Begleitung nach Paris reisen.

Der Kelloggpakt im amerikanischen Wahlkampf

Neuyork. Wie aus der Umgebung des Präsidenten Coolidge berichtet wird, beabsichtigt der Präsident durch verschiedene Reden vor den amerikanischen Wählermassen für den Kelloggpakt in ähnlicher Weise Propaganda zu machen, wie seinerzeit Wilson für den Völkerbund. Das bedeute, daß die Republikaner beabsichtigen, den Kelloggpakt bei den kommenden Wahlen für sich auszunutzen, was umso näher liegt, als die Republikaner sonst mit einem großen außenpolitischen Programm nicht aufwarten können. Die republikanische Presse unterstreicht, Präsident Coolidge gehe davon aus, daß der Völkerbund bei der Lösung des internationalen Friedensproblems mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt habe, da die Nationen zu sehr an ihre eigenen Interessen dächten. Die republikanische Presse will damit offensichtlich unterstreichen, daß der Völkerbund gerade in dieser Hauptfrage versagt habe

Entspannung zwischen Japan u. Nanking

London. Nach Meldungen aus Tokio herrscht an dem Eintreffen der Antwort der Nankingregierung auf die letzte japanische Note in amtlichen japanischen Kreisen der Eindruck vor, daß die Nankingregierung den ernsten Willen habe, zu einem Abkommen mit Japan zu gelangen und auf ihre bisherige Haltung gegenüber Japan zu verzichten.

Amerika und Aegypten

Vor Abschluß eines amerikanisch-ägyptischen Schiedsgerichtsvertrages.

London. Staatssekretär Kellogg hat am Donnerstag der ägyptischen Gesandtschaft den Entwurf für einen Schiedsgerichts- und Freundschaftsvertrag mit der ägyptischen Regierung überreicht. Wie der Washingtoner „Times"-Korrespondent hierzu hört, ist dieser Schritt Kelloggs auf den Wunsch des Staatsdepartements zurückzuführen, die Serie dieser Schiedsgerichts- und Freundschaftsverträge möglichst noch vor der Abreise Kelloggs abzuschließen. Die Einleitung von Vertragsverhandlungen mit Aegypten wird vom Staatsdepartement damit begründet, daß Aegypten ein souveräner Staat sei und daß die ausdrückliche Herausnahme aller Punkte aus der schiedsgerichtlichen Regelung, in die eine dritte Partei irgendwie verwickelt ist, alle Schwierigkeiten verhindere. Der „Times"-Korrespondent meint, hinter dieser Versicherung stehe unzweifelhaft das Gefühl, daß die englische Regierung mit dem amerikanischen Vorgehen nicht voll übereinstimmen könne.

Staat und Volk

Wenn irgend ein Stand oder eine Klasse an der Fortentwicklung des eigenen Staates das größte Interesse hat, so ist es die Arbeiterschaft, die breiten Massen, auf die sich jedes Staatswesen stützen muß. Und darum kann es diesen breiten Massen nicht gleichgültig sein, wenn immer wieder von der Notwendigkeit des Umbaues gesprochen wird, und vor allem, wenn dieser Umbau auf die Aenderung der Verfassung gerichtet ist. Hat an dieser Entwicklung das sogenannte Staatsvolk das Hauptinteresse, so wird dieses Interesse noch bedeutender, wenn dieser Staat sogar noch sogenannte Fremdkörper, nationale Minderheiten, beherbergt. Als es um die Schaffung des Staates ging, da war man mit Versprechungen rasch bei der Hand, schenkte nicht nur die Autonomie und versicherte weitgehende Gleichberechtigung, sondern unterschrieb sogar Verträge, die diesen Minderheiten die vollen staatsbürgerlichen Rechte zusicherten. Allerdings forderte man für dieses Entgegenkommen die Loyalität der sogenannten Fremdkörper, ohne näher zu bestimmen, wieweit diese Loyalität gehen soll. Jetzt hat man durch die Anwendung dieser „Gleichberechtigung" in der Praxis genügend erfahren, daß sie so aussieht, daß die Minderheiten einfach zu allem Ja und Amen zu sagen haben und dafür noch bei jeder Gelegenheit begeistert in ein Hoch auf ihre Unterdrücker einstimmen sollen. Wie das Volk, selbst die Vollbürger zu diesen Dingen stehen, ist höchst überflüssig, die Behörden fühlen sich gottbegnadet in der Auslegung des Rechts und tun, was nach ihrer Annahme das beste ist, wenn es auch in Wirklichkeit zur Untergrabung des Staatswesens beiträgt. Aber sie sind die Herren und die anderen haben zu gehorchen.

Als nach dem Zusammenbruch im Jahre 1918 die polnische Volksrepublik durch die Volksregierung in Lublin ausgerufen wurde, da waren sich besonders die Führer der polnischen Volksmassen darüber einig, daß aus dieser Volksrepublik allmählich ein sozialistisches Staatswesen werden soll. Pilsudski war damals noch in Magdeburg inhaftiert, aber die Regierung Daszynski ließ keinen Zweifel darüber, daß es mit den Herren in Paris, die dort Polen retten wollten, nichts Gemeinsames habe. Nur unter dem Druck der Siegerstaaten gingen dann Aenderungen vor sich und es war die letzte entscheidende Tat des damaligen Sozialisten Moraczewski, daß er dem polnischen Volk das weitgehendste Wahlrecht sicherte und die Wahlen durchführte, bis er von Paderewski und damit von der Reaktion abgelöst worden ist. Darum betonen wir auch, daß die breiten Massen, besonders die Arbeiter, nie aufhören werden, an der demokratischen Verfassung festzuhalten, da der ganzen Struktur des polnischen Staatswesens nach, die Entwicklung dieses Staates nur durch die weitgehendste Anwendung demokratischer Methoden gesichert ist. Gegen diese Demokratie wendet sich nun die Reaktion, die unter dem Kult Pilsudskis heute die demokratische Verfassung beseitigen will. Gewiß träumt man davon, dem Volk noch Rechte und sogar das Parlament zu belassen, allerdings in einer Form, die nichts anderes wie zu allen obligatorischen und autokratischen Maßnahmen einer Staatsspitze Ja und Amen zu sagen hat, ohne Kontrolle, ohne die Möglichkeit eine parlamentarische Regierung bilden zu können. Vorbei ist mit dem in der Verfassung garantierten Urrecht, daß die Gewalt im Staat vom Volke ausgeht.

Wir stehen der Entwicklung nicht mit Gelassenheit gegenüber, denn ohne Zweifel läßt die parlamentarische Arbeit viel zu wünschen übrig und der Sejm war alles andere nur kein Ideal. Aber die paar Jahre staatlicher Selbständigkeit rechtfertigen nicht die Forderung, daß alles schon so bestellt sein muß, wie wir dies in den westlichen Demokratien beobachten können. Und selbst die diktatorischen Maßnahmen werden daran nichts ändern, eine jede Sache muß ihre Entwicklung überleben, bis sie zum Ideal reif oder diesem auch nur ähnlich ist. Diese Entwicklung wollen nun die Kreise um Pilsudski rascher durchführen, mit dem Sejm, wenn dieser gefügig ist, gegen ihn, wenn die Opposition bei ihrem bisherigen Standpunkt, Wahrung der Demokratie, beharrt. Schon sind Gerüchte im Umlauf, daß sich unter Führung des Regierungsblocks, oder besser gesagt unter Leitung des Obersten Slawek, eine Art „Politbüro" nach Sowjetmuster gebildet hat, das das „Erbe" Pilsudskis übernehmen soll. Und das bezeichnendste Merkmal ist, daß es ausschließlich Militärs sind, die uns mit der neuen „Demokratie" beglücken wollen. Wie weit diese Gerüchte Wirklichkeitssinn haben, entzieht sich der öffentlichen Kenntnis, sie wurden in Auslandsblättern berichtet, von der polnischen Rechtspresse kommentiert und von der Regierungspresse stillschweigend hingenommen. Eines ist nur klar, daß

man bei der Wiedereröffnung der Sejmsession mit Projekten zur Aenderung der Verfassung kommen wird und dahin hat sich auch der Ministerpräsident ausgesprochen. Soweit in politischen Kreisen Gerüchte kursieren, sollen sogar schon sieben verschiedene Projekte vorliegen, aber da niemand weiß, für welches man sich entscheiden soll, so spielt man wieder die Allwissenden und überläßt gnädig die Wahl dem Marschall Pilsudski, der nun für jede Dummheit und Albernheit seiner Anbeter herhalten muß.

Die Erwartungen, daß sich Pilsudski zu diesem heiklen Thema selbst äußern wird, haben getäuscht und auch der Ministerpräsident hat weise geschwiegen und nur auf die Notwendigkeit einer Verfassungsänderung hingewiesen. Dinge, die man mit Geheimnissen umhüllt, pflegen für die Außenwelt nicht besondere Annehmlichkeiten zu enthalten und wird da noch auf gewisse „Politbüros" hingewiesen, dann kann man sich ungefähr vorstellen, wie es mit diesen Verfassungsänderungen bestellt sein muß. Sie werden noch alle Erwartungen übertreffen, denn bildet sich erst ein Persönlichkeitskult, so schaltet Demokratie und Gleichberechtigung des Volkes in jeder Beziehung aus. Wir wollen nicht so weit gehen, um zu glauben, daß Pilsudski selbst von monarchistischen Träumen geplagt wird, wie es gewisse Kreise gern sehen möchten. Aber das durch sein Hinzutun doch wieder die längst vergessenen gefahrvollen Mächte des Klerus und der Fürsten und Grafen ihre Auferstehung feiern, ist die Warnung berechtigt, ob wir nicht wieder von einer „Schlachta" nach bekanntem Muster beglückt werden sollen. Und darum betonen wir immer wieder, daß bei der Beseitigung der Demokratie das Volk, die breiten Massen, am meisten zu leiden haben werden. Die besitzenden Stände können alles, nur keine Kontrolle des Volkes ertragen und darum der Kampf gegen die Teilnahme des Volkes an der Verwaltung des Staates. Man hat ja genügend Argumente bei der Hand, um zu beweisen, daß man ja gar nicht beabsichtigt, das Volk auszuschalten. Im Gegenteil, man ist bemüht, ihm die „Sorge" um den Staat abzunehmen. Aber auf eigene Art, daß es nur stillschweigend alles erträgt, was am grünen Tisch ausgeheckt wird. Wir in Oberschlesien können ja ein Lied davon singen. Früher wie jetzt waren wir nur Objekt. Man hat sogar die Güte, die Industrie, ohne der angeblich Polen nicht leben kann, an die Amerikaner zu verschachern, ohne Rücksicht darauf, wie es dabei den breiten Massen ergehen wird. Auf der einen Seite hebt man stolz das nationale Bewußtsein hervor und erduldet eine finanzielle Knechtschaft des Auslandskapitals, die Hauptsache, daß damit nur das oberste Gefüge gesichert ist. Was das Volk dazu sagt, ist nebensächlich, denn deren Meinung wird ja von einigen von der Regierung ausgehaltenen Organen vertreten und jeder, der sich dieser Meinung widersetzt, ist einfach kein loyaler Staatsbürger, ist ein Feind des Staates. Und gegen diese Anschauungen von staatsbürgerlichen Rechten kann sich die breite Masse nur wenden, wenn sie sich intensiver mit Politik beschäftigt und jenen Parteien ihre Unterstützung gewährt, die durch die demokratische Entwicklung den Fortschritt gesichert wissen wollen.

—ll.

Die Panzerkreuzer

Zur Tagung des sozialdemokratischen Parteiausschusses.

Berlin. An der am Sonnabend Vormittag zusammentretenden Sitzung der Reichstagsfraktion und des Parteiausschusses der sozialdemokratischen Partei werden, wie das Berliner Tageblatt meldet, auch Reichskanzler Hermann Müller und der Reichsinnenminister Severing teilnehmen, der seinen Kuraufenthalt in Bad Ems unterbrochen hat und Freitag abends nach Berlin zurückgekehrt ist.

Ein englischer Diplomat bestohlen

München. Ein englischer Diplomat und seine Mutter wurden in einem hiesigen vornehmen Hotel empfindlich bestohlen. Der Dieb benutzte zur Ausführung der Tat die Abendstunden, während sich die Zimmerinhaber im Theater befanden. Die Zimmertüren öffnete er vermutlich mittels falscher Schlüssel. Er durchwühlte die Reisekoffer und entwendete daraus ausländische Banknoten und eine Anzahl wertvoller Schmucksachen im Gesamtwerte von 60 000 Mark.

Eine Seeschlacht um Alkohol

25 Schmuggelboote entkommen — Maschinengewehre und Granaten in Tätigkeit

Neuyork. Eine regelrechte Seeschlacht spielte sich am Donnerstag auf dem Erie-See zwischen Schiffen der amerikanischen Küstenwache und annähernd 30 Alkoholschmuggelbooten ab. Von beiden Seiten wurde mit Maschinengewehren und Granaten geschossen. Der Kampf dauerte fast die ganze Nacht an. Obwohl es der Küstenwache gelang, eines der Schmuggelboote in Brand zu schießen und ein anderes kapern zu können, konnten 25 weitere Boote ihre ungesetzliche Ladung an Land bringen. Die Strategie der Alkoholschmuggler hätte erfahreren Seeoffizieren alle Ehre gemacht. Eine Vorhut von zwei außerordentlich schnellen Schiffen zog die Hauptstreitkräfte der Küstenwache nach sich, während es inzwischen den anderen Schmuggelbooten gelang, zu entkommen.

Wieder ein Ozeanflug

Von Amerika nach Schweden mit Zwischenlandung — Vorbereitungen zu einem Luftpostdienst

Neuyork. Die schwedischen Piloten Hassell und Parker Cramer, die Donnerstag früh von Rockford im Staate Illinois zu einem Ozeanflug nach Schweden gestartet sind, nahmen ihre erste Zwischenlandung Donnerstag nachmittag in Cochrane (Kanada) vor. Im Laufe des heutigen Tages wollen die Flieger nach Grönland starten, wo die zweite Zwischenlandung vor sich gehen soll. Zum drittenmal wollen die Piloten in Rykjavik auf Island niedergehen. Von hier aus soll der Flug dann geradewegs bis Stockholm durchgeführt werden. In Rykjavik erwartet man die Flieger, wenn das günstige Wetter anhält, am Sonnabend oder Sonntag.

*

Der neue schwedische Ozeanflug ist schon seit langer Zeit vorbereitet worden und soll dazu dienen, zu untersuchen, ob man mit Landflugzeugen eine regelrechte Postverbindung zwischen Schweden, Island, Grönland und Amerika durchführen kann. Vor allen Dingen handelt es sich darum, festzustellen, ob sich auf Grönland günstige Landungsverhältnisse bieten.

Schon im Frühjahr ist der junge amerikanische Flugmechaniker Ellmer Etes von Hassell nach Grönland geschickt worden, um die flugtechnischen Vorbereitungen zu treffen. Mit ihm zusammen hat der dänische Polarforscher Helge Bangsted die Anlegung von Depots unternommen, in denen Benzin, Oel und Maschinenteile untergebracht wurden. Es wurde eine so reichhaltige Reserveausrüstung nach Grönland transportiert, daß sämtliche Maschinenteile des Flugzeugs ersetzt werden können.

Als Zwischenlandungsplatz in Grönland hat man im innersten Teil des 200 Kilometer langen Söndreströmfjords eine vier Meilen lange und sechs Meilen breite Sandwüste ausgesucht, deren Boden aus gehobenem Meeresgrund besteht. Diese Stelle hält man für die einzige in ganz Grönland, die für eine Flugzeuglandung geeignet ist. Unter Leitung von Etes und Bangsted sind hier im Laufe des Sommers 3000 Liter Benzin und große Oelmengen hinaufgeschafft und in Magazinen gelagert worden.

Das erste Denkmal in Konstantinopel

Der neue Geist in der Türkei erlaubt auch die Errichtung von Denkmälern, die früher vom Islam verboten waren. So wurde künrzlich in Konstantinopel ein Siegesdenkmal — das Werk eines italienischen Bildhauers — enthüllt, das unter einem imposanten Aufbau von grünem und rotem Marmor die Bronzestatuen Kemal Paschas und seiner Mitarbeiter zeigt.

Wild-West in Griechenland

Ein holländischer Konsul in Griechenland überfallen. — Seine Frau als Geisel gefangen gehalten.

Nach einer Abendblättermeldung aus Athen ist der holländische Vizekonsul Nikolesco, der in Begleitung seiner Frau eine Reise unternommen hatte, zwischen Janina und Grewena von einer Räuberbande überfallen und gefangen genommen worden. Die Wegelagerer ließen den Konsul später wieder frei, während die Frau zur Erpressung von Lösegeld festgehalten wurde. Innerhalb von drei Tagen soll der Konsul eine halbe Million Drachmen bezahlen, um das Leben seiner Gattin zu retten.

„Hermann Köhl" beschlagnahmt

Prag. Auf dem Flugplatz in Gell mußte am Mittwoch Nachmittag das von dem reichsdeutschen Piloten Wende gesteuerte Lufthansa-Großflugzeug „Hermann Köhl" notlanden. Da das Flugzeug, das den Eildienst auf der direkten Strecke Berlin—Wien versieht, keine Bewilligung zum Ueberfliegen des tschechoslowakischen Gebietes hatte, wurde es auf Anordnung der Polizeidirektion Prag von der Flugplatzgendarmerie beschlagnahmt. Wie der Vertreter der Telegraphen-Union erfährt, rechnet man damit, daß das Flugzeug nach Erledigung der üblichen diplomatischen Verhandlungen bald wieder aufsteigen kann.

Explosion in einem Bergwerk

Berlin. Die Abendbläter melden aus Neuyork: Durch schlagende Wetter in einer Kohlengrube von Coalport im Staate Pensylvanien wurde 17 Arbeiter verschüttet. Nur einer der verschütteten Arbeiter konnte lebend geborgen werden.

Ministerduell in Uruguay

Montevideo. Der Arbeitsminister von Uruguay, Bernarder, hat den Senator Cortinas eine Forderung auf ein Säbelduell zugehen lassen, weil Cortinas ihn öffentlich beschuldigt hatte, Staatsgelder veruntreut zu haben. Senator Cortinas hat die Duellforderung angenommen.

Hinrichtungen in Mexiko

Paris. Nach Meldungen aus Mexiko-Stadt sind sieben Räuber, die an dem letzten Ueberfall auf einen Eisenbahnzug beteiligt waren, zum Tode verurteilt und sofort hingerichtet worden. Wie weiter gemeldet wird, wurden bei Tomima 11 Aufständische im Kampf gegen Regierungstruppen getötet.

Louba der Spieler

Roman von Edgar Wallace.

59)

Der Inspektor aus Greenwich, mit dem er sprach, ließ sich nicht herbei, eine Ansicht zu äußern.

„Die Schüsse wurden aus einiger Entfernung abgefeuert, das ist klar," fuhr Trainor fort. „Vielleicht wurden sie aus einer Pistole, die mit einem Maximdämpfer ausgestattet war, abgegeben, denn kein Mensch in der Nachbarkeit hat etwas gehört. Und dann ist noch die Frau da."

Fred konnte wenig aussagen, was von Wert gewesen wäre. Die nächtliche Undurchdringlichkeit ließ es sehr unwahrscheinlich erscheinen, daß sich noch weitere Zeugen fanden, die die beiden hatten weggehen sehen, und Trainor kam zu einem eigenen Schluß, bevor er nach Scottland Yard zurückkehrte.

Er glaubte selbst ganz und gar nicht daran, daß Berry seine Frau ausgeführt hatte, um sie zu töten. Die Annahme des Wirts hatte nichts für sich. Wohl bestand die Möglichkeit, aber was hätte es in einem solchen Falle für einen Wert gehabt, sich selbst ein Geständnis in die Tasche zu stecken? Das Geständnis konnte eine ihm zugesteckte Irreführung sein. Alles hing jetzt davon ab, ob der Fingerabdruck, den man an der linken oberen Ecke des Schriftstücks gefunden hatte, mit dem dem toten Mann abgenommenen Abdruck übereinstimmte. Jeglicher Zweifel über diesen Punkt wurde eine halbe Stunde, nachdem er wieder in Scottland Yard eingetroffen war, behoben. Die Daumenabdrücke waren identisch.

Unterdessen hatte ein ernsthafteres Problem Trainor zu beschäftigen begonnen. Bei seiner Rückkehr ins Präsidium hatte sich der Inspektor unverzüglich in das Bureau seines Vorgesetzten begeben, aber feststellen müssen, daß Hurley Brown nicht da war — er war den ganzen Abend nicht da gewesen. Er telephonierte zum Klub hinüber und erhielt die Auskunft, daß eben gerade Nachtschluß sei; außer einem halben Dutzend Klubmitgliedern, die die Schlafzimmer des Klubs benutzten, befände sich niemand im Gebäude.

Er geriet in Sorge und rief die Wohnung des stellvertretenden Kommissars an, erhielt aber keine Antwort und fuhr demgemäß zu Hurley Browns Wohnung hinüber. Auch hier ergab sich nur, daß Hurley Brown, wie er befürchtet hatte, nicht zu Hause war. Er war eine Viertelstunde da gewesen und dann mit einem Handkoffer fortgegangen. Seine Haushälterin hatte ihn gehen sehen und gefragt, ob er am Abend wieder zurück sei. Er hatte geantwortet: „Höchstwahrscheinlich."

„Wollen Sie bitte Herrn Brown sagen, er soll mich anläuten, sowie er nach Hause kommt," sagte der Inspektor, den die gute alte Dame kannte, und sie versprach es.

Mittlerweile war es fast Mitternacht geworden. Trainor hatte sich hin und her überlegt, wie er den Kommissar erreichen könnte, und dachte plötzlich an Dr. Warden. Es bedurfte einiger Ueberredung, bis ihn der Taxichauffeur nach der Devonshire Street fuhr.

Das Haus Nummer 863 in der Devonshire Street war Dr. John Wardens Eigentum, obgleich er selbst nur zwei Stockwerke davon inne hatte und das unterste mit einem anderen Arzt teilte, der aber nicht im Gebäude wohnte. Nachdem er fünf Minuten lang geläutet hatte, hörte Trainor das Schlürfen von Füßen im Korridor, und der Doktor öffnete die Tür persönlich. Er war augenscheinlich gerade aus dem Bett gekommen, denn er befand sich in seinem Schlafmantel und in Pyjamas.

„Wer ist da?" fragte er.

„Inspektor Trainor, Herr Doktor. Ich suche Herrn Hurley Brown und kann ihn leider nirgends finden."

„Kommen Sie doch herein, Trainor," sagte der Doktor nach einem Augenblick. „Ist etwas nicht in Ordnung?"

„Ich möchte mit Herrn Hurley Brown sprechen und ihm eine neue Entwicklung in der Louba-Sache melden," sagte Trainor. „Es wäre sehr wichtig, daß er es noch heute abend erfährt. Es tut mir leid, Sie gestört zu haben, Herr Doktor, aber es fiel mir ein, daß er ein Freund von Ihnen ist und vielleicht hier sein könnte."

Der Doktor schüttelte den Kopf.

„Es ist viel wahrscheinlicher, daß er sich im Nebel verirrt hat," meinte er. „Er war tatsächlich eine Stunde lang hier, was sehr ungewöhnlich ist, da er mich schon seit Monaten nicht mehr abends besucht hat."

„Um welche Zeit war das?" fragte Trainor rasch.

„Wieviel Uhr haben wir jetzt?" Der Doktor schaute nach der Uhr auf dem Kaminsims. „Es muß gleich nach zehn Uhr gewesen sein."

„War er irgendwie verstört — sagen wir, aufgeregt?"

„Nein," sagte der Doktor und zog die Brauen hoch. „Warum sollte er verstört gewesen sein?"

„Weil — ich weiß nicht. Dieser Fall kostet mich meine Nerven, Herr Dr. Warden. Ich wünschte wirklich, ich hätte nichts damit zu tun."

In kurzen Zügen erzählte er die Vorgänge des Abends.

„Charlie erschossen?" fragte der Doktor. „Das ist tatsächlich eine wichtige Entwicklung. Vielleicht hat Herr Hurley Brown etwas von dem Vorkommnis gehört und ist hinüber nach Greenwich."

„Hat er einen Koffer hier gelassen?"

„Nein," versetzte der Doktor. „Er hatte gar keinen Koffer bei sich, als ich ihn sah. Er sagte mir, er werde morgen früh mit Ihnen sprechen. Sie erzählen da was von einem Geständnis. Was wird das für einen Einfluß auf unsern Freund Leamington haben?"

„Das kann ich Ihnen nicht sagen, Herr Doktor," meinte der andere. „Es hängt ganz davon ab, wie die Staatsanwaltschaft die Sache auffaßt. Es ist angesichts der Umstände sogar möglich, daß sie beim nächsten Termin gar keine Beweisanträge gegen Leamington stellen wird und daß daraufhin seine Enthaftierung erfolgt. Dieser Berry war der einzige Mensch, der den Mord begangen haben könnte, weil er die Gelegenheit dazu hatte, und der außerdem Leamingtons Behauptung, Louba sei um neun Uhr schon tot gewesen, gestützt haben könnte."

„Aber wie erklären Sie sich die Stimme am Telephon? fragte Dr. Warden ruhig. „Um zehn Uhr ruft mich jemand im Klub an und bittet mich, ihn am nächsten Morgen zu besuchen. Es ist Loubas Stimme; der Klubkellner erkennt sie sofort."

„Es kann nicht Loubas Stimme gewesen sein," sagte der andere mit Nachdruck. „Louba hatte einen gebrochenen Akzent, und diese Art von Sprache läßt sich am leichtesten nachmachen. Ich gebe zu, daß ich in dieser Beziehung vollkommen im Dunklen tappe, denn wenn Charlie den Mord begangen hat, dann müssen wir annehmen, daß er nach dem Verlassen der Wohnung noch einmal zurückgekehrt ist, und daß der Mord viel später begangen wurde, nämlich direkt vor dem Eintreffen Leamingtons auf der Bildfläche. Das setzt wiederum voraus, daß die Geschichte des letzteren echt ist. Ich kann mir die Sache nur folgendermaßen erklären." Er zählte die einzelnen Punkte an den Fingern auf.

(Fortsetzung folgt.)

Polnisch-Schlesien

Nachklänge aus den Sejmwahlen

Es ging ziemlich heiß und bewegt zu in der Sejmwahlenperiode und so mancher Kandidat dieser oder jener Partei mußte es sich gefallen lassen, daß seine Biographie in der nackten Wirklichkeit der Wählerschaft vorgesetzt wurde. Die „Polska Zachodnia" und auch die „Polonia" leisteten darin Hervorragendes, allerdings standen auch wir nicht ganz im Hintergrunde. Diese Biographien aber fanden meistenteils wenig Anklang bei den werdenden politischen Größen und so mancher hatte nichts Besseres zu tun, als sich an den Kadi zu wenden. So auch Herr Karkoschka von der Sanacja, der heute Senator ist und mit dessen ehrenwerter Persönlichkeit uns zu befassen wir wiederholt das Vergnügen hatten. Herr Karkoschka fühlte sich in seiner Ehre empfindlich gekränkt und verlangte exemplarische Bestrafung des Redakteurs Helmrich.

Aber ziemlich spät kam der Herr Senator zu dem Genuß, seinen Wunsch erfüllt zu sehen und so ganz vollkommen ist er auch nicht, was für uns ein kleiner Trost ist. Fortgesetzt nämlich mußte der Gerichtstermin vertagt werden, da einmal der Angeklagte nicht da war, dann wieder ein Rechtsbeistand, dann erschien ein Zeuge nicht usw., bis schließlich dem hohen Gericht die Geduld riß. Herr Direktor Brzeski von der Handelskammer — er unterließ es zu erscheinen, um als Zeuge seiner Pflicht nachzukommen — mußte 100 Zloty Buße in Kauf nehmen, und der Angeklagte, daß er polizeilich zwangsweise vorgeführt wurde. Und trotzdem diesmal wieder eine wichtige Persönlichkeit fehlte — der Rechtsbeistand des Angeklagten — so wurde darauf keine Rücksicht mehr genommen. Die Gerechtigkeit sollte jetzt endlich ihren Lauf nehmen, was auch geschah. Die Zeugenvernehmung verlief, so wie in den meisten Presseprozessen. Die Zeugen wußten nichts, so daß der gegnerische Anwalt namens seines Klienten eine exemplarische Bestrafung forderte und Veröffentlichung des Urteils. Der Angeklagte dagegen bestritt, was doch selbstverständlich ist, jede Schuld, und berief sich darauf, daß auch die „Polonia" und „Gazeta Robotnicza" in derselben Art gegen den Kläger polemisiert haben, daß der betreffende Artikel lediglich eine Wahlpropaganda bedeute, wie sie vor allem von der polnischen Presse gehandhabt wurde. Das hohe Gericht schien jedenfalls dieser Ansicht nicht zu sein, denn mit 400 Zloty Geldstrafe sühnte es die lädierte Ehre des Herrn Senators, und damit die Oeffentlichkeit davon erfahre, muß das Urteil entsprechend publiziert werden. Herr Senator Karkoschka wird, als ihm der Ausgang seiner Klage zu Ohren kam, sicherlich sich gefreut haben. Nur tut es uns unendlich leid, daß seine Freude durch einen kleinen Wermutstropfen getrübt ist.

Und daran trägt die Schuld die Amnestie... —

Wie lange noch sollen die Bergarbeiter auf die Lohnerhöhung warten?

Man schreibt uns:

Schon vergeht der achte Monat, seitdem der Lohntarif im Bergbau und auch einzelne Teile resp. Abschnitte des Manteltarifs gekündigt wurden. Nun wurde es bei der letzten Verhandlung deutlich ausgesprochen, daß die endgültige Entscheidung spätestens am 16. d. Mts erfolgt. Nun haben wir den 18. und non einer Verhandlung hat man nichts zu spüren bekommen. Die Bergarbeiter murren und verlangen von den Organisationen die schärfsten Maßnahmen gegen diese Verschleppungslohnpolitik. Die Bergarbeiter haben auch das Recht dazu, denn selbst die Regierung erhöht die Fahrkarten um 20 Prozent. Der Arbeiter, der täglich zur Arbeit und zurückfahren muß, hat dadurch eine ansehnliche Mehrbelastung seines Budgets. Aber auch sämtliche Nahrungsmittel sind im Preise gestiegen, denn die zweite Heuernte ist auf Grund der langandauernden Trockenheit fast ganz ausgefallen, mithin werden Kartoffeln und andere Eßwaren verfüttert und diese fehlen auf dem Markt. Von alledem ist die Regierung gut informiert, aber sie sabotiert die Forderungen der Bergarbeiter, und das so lange, bis die Geduld der oberschlesischen Kumpels platzt. Man darf nicht mit Feuer spielen, wenn man selbst im erhitzten Kesselhause sitzt, denn auch der oberschlesische Kumpel kann kämpfen, wenn er sich zurückgesetzt fühlt. Die Mitgliedschaft des Deutschen Bergarbeiterverbandes verlangt auf das entschiedenste die Entscheidung über die Lohnforderung sofort. Schon genug sind die Arbeiter an der Nase herumgeführt worden und dem muß ein Ende bereitet werden. Ob sie bei der Arbeit hungert oder im Kampfe hungern muß, ist gleich, jedenfalls, weil sie als Menschen und nicht als einfache Sklaven behandelt werden. Die Arbeiterschaft wird den Kampf um ihre Menschenrechte aufzunehmen wissen.

Kameraden! Noch ist es Zeit, tretet dem Deutschen Bergarbeiterverband bei!

Ist das möglich?

In der Gemeinde Rogizna im Kreise Rybnik wurden bei den Gemeindewahlen im Jahre 1926 sechs polnische und sechs deutsche Gemeindevertreter gewählt. Die neugewählten Gemeindemitglieder wurden bisher zu keiner Sitzung aufgefordert, bis auf Grund verschiedener Beschwerden der Gemeindevorsteher seines Amtes enthoben wurde. Zum Nachfolger wurde von den Aufständischen ohne Anhörung des Landrates ein arbeitsloser Aufständischer ernannt, der erst kurze Zeit in der Gemeinde wohnte. Der von den Aufständischen ernannte Gemeindevorsteher verfügte, daß die Zahl der Gemeindevertreter auf neun herabgesetzt wird, wovon die polnischen Parteien fünf und die Deutschen vier Sitze erhalten. Gleichzeitig gab der selbstherrliche Gemeindevorsteher bekannt, daß demnächst die offizielle Wahl des neuen Gemeindevorstehers erfolgen werde. Als von den Deutschen irgendwelche schriftliche Anweisungen über dieses Vorgehen gefordert wurden, erhielten sie die Erklärung, daß der Landrat diese Anweisungen dem derzeitigen Gemeindevorsteher mündlich gegeben hätte. Da der betr. Gemeindevorsteher keine schriftliche Ernennung der Aufsichtsbehörde vorlegen konnte, verließ die Mehrheit der Gemeindevertreter die Sitzung mit dem Hinweis, daß man sich bei der Aufsichtsbehörde über die vielleicht einzig dastehenden rechtlichen Gemeindeverhältnisse beschweren werde.

Die streikenden Maurer- und Zimmerleute beim Demobilmachungskommissar

Von gewerkschaftlicher Seite wird uns geschrieben:

Vorgestern nachmittags fand beim Demobilmachungskommissar auf dessen Initiative eine gemeinsame Konferenz der Vertreter des Arbeitgeberverbandes und der streikenden Bauarbeiter statt, zu der auch die Arbeitsgemeinschaft geladen und erschienen war. Herr Gallot erklärte gleich nach Eröffnung der Konferenz, daß diese kein Auftakt zu direkten Verhandlungen zwischen den streikenden Verbänden und den Arbeitgebern sei, vielmehr hätte er den Streikenden mitzuteilen, daß der Streik hoffnungslos ist, weil er eine neue Zersplitterung unter der Arbeiterschaft hervorruft. Der Hauptforderung der Streikleitung auf Abschluß eines Sondertarifvertrages könne er auf keinen Fall seine Zustimmung geben, weil sonst jede Berufsgruppe ein Anrecht auf Abschluß eines Sonderabkommens mit dem Arbeitgeberverband hätte, was unbedingt ein Chaos herbeiführen müßte. Zu den einzelnen Forderungen der Streikenden übergehend, betonte Herr Gallot, daß beim weiteren Anhalten des Streiks die vollständige Ueberführung zum Achtstundentag in den Eisenhütten, den auch die Streikenden fordern, bis zum 1. November d. J. gefährdet ist. Die weiteren Forderungen, wie Eingruppierung in die höchste Lohnklasse, Schmutz- und Säurezulagen, sowie eine Erhöhung der Löhne im Allgemeinen und für Sonntagsarbeit im Besonderen, können im Rahmen des bestehenden Tarifvertrages durch die Fachausschüsse geregelt werden. Herr Gallot gab schließlich die Zusicherung, daß den Bauarbeitervertretern der Zutritt zu den Hauptverhandlungen gemeinsam mit der Arbeitsgemeinschaft gesichert ist und daß bei Einzelstreitigkeiten auch den Vertretern der Bauarbeiter und Zimmerer der übliche Weg offen steht, ihre Klagen beim Fachausschuß selbst zu vertreten. Im übrigen nahm er eine recht abstrakte Stellung ein und drohte an, falls der Streik nicht sofort beendet wird, selbst eine Aufforderung direkt an die Streikenden, daß sie die Arbeit wieder aufnehmen sollen, zu erlassen.

Herr Kowalczyk von Zwionzek Budowlany äußerte sich in recht scharfer Form gegen die Haltung des Arbeitgeberverbandes und der Arbeitsgemeinschaft, welche diesen Streik herbeigeführt haben sollen. Eine Liquidierung dieses nur allzu berechtigter Kampfes ist seiner Ansicht nach erst nach Abschluß eines Sondertarifvertrages möglich, oder aber eines Zusatzes zu dem bisherigen Abkommen der Arbeitsgemeinschaft, das den Maurern und Zimmerleuten günstigere Lohn- und Arbeitsbedingungen sichert. Gewerkschaftssekretär Kondzielnik vom Centralny Zwionzek und auch die anwesenden Baudelegierten selbst äußerten sich in demselben Sinne. Auch die Zusage des Vorsitzenden der Arbeitsgemeinschaft Kubik, die Bauarbeitervertreter künftighin zu den Verhandlungen zuzulassen, änderte nichts an der festen Haltung der Streikleitung. Mit der Erklärung, daß wenn durch den Streik auch alle Hütten geschlossen werden müßten, wird das Arbeitsministerium es niemals zu einem Sondertarifvertrag in diesem Falle kommen lassen, schloß der Kommissar diese ergebnislos verlaufene Sitzung.

In der darauffolgenden Versammlung der Streikenden ist das Angebot des Kommissars und seine Stellungnahme einer ziemlich scharfen Kritik unterzogen worden und beschlossen, bis zur restlosen Erfüllung der gestellten Forderungen im Kampf zu beharren. Mithin ist eher eine Verschärfung als ein Abflauen der Streikstimmung nach dieser Konferenz festzustellen. Die Streikleitung setzt deshalb große Hoffnungen auf eine günstige Beendigung des Streiks, als sie damit rechnet, daß die Behörden es zur Schließung der Werke nicht kommen lassen werden.

Herr Gallot ohne Maske

Als der Sosnowicer Arbeitsinspektor Gallot zum Demobilmachungskommissar für Oberschlesien berufen wurde, knüpften die polnischen Blätter, und nicht zuletzt auch einige Gewerkschaften, viele Hoffnungen an seine Tätigkeit zu Gunsten der Arbeiterschaft. So schrieb seinerzeit die „Polska Zachodnia", daß es Herrn Gallot, dem der Ruf eines Arbeiter- und Volksfreundes vorangehe, gelingen werde, die Wünsche der oberschlesischen Arbeiterschaft zu befriedigen. Es kam jedoch anders. Gewiß, Herr Gallot entwickelte eine intensive Tätigkeit, sparte nicht an Versprechungen, aber von dem „Arbeiter- und Volksfreunde" spürte man herzlich wenig; im Gegenteil, die Gegensätze zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer verschärften sich dank seiner Tätigkeit viel schlimmer als unter seinen Vorgängern, denn zum Vermittler, zum Schlichter in einem so schwierigen Industriegebiet wie es Oberschlesien ist, hat Herr Gallot nicht die geringste Eignung. Herr Tarnowski, sein Vorgänger, hat mit den Industrieherren geliebäugelt. Heute sitzt er in einer fetten Pfründe, der Arbeitgeberverband weiß schon seine Freunde zu belohnen. Wer weiß, ob wir in Kürze nicht etwas Aehnliches erleben; denn Direktorenposten sind noch immer zu vergeben. Und Herr Gallot macht in dieser Hinsicht vielversprechende Fortschritte. Da sind die Lohnverhandlungen im Bergbau. Seit Januar ziehen sie sich hin und ein Abschluß dürfte so leicht nicht erfolgen. Gewiß, er ist zwar nicht ausgeschlossen, aber vielleicht kommt er dann zustande mit einem Resultat von 5 oder 6 Prozent Lohnerhöhung, wenn die Teuerung ins Endlose gewachsen ist, oder wenn die Kohlenbarone wieder eine Kohlenpreissteigerung durchgesetzt haben.

Diese unsere Ansicht wird bestärkt durch ein Kommunikat, welches Demobilmachungskommissar Gallot in der Dombrowaer Presse veröffentlichte und in dem er offen erklärte, daß die Arbeiterschaft nicht berechtigt sei, in der gegenwärtigen wirtschaftlichen Situation ihre Forderungen aufrechtzuerhalten. Wann sie solche aber zu stellen habe, darüber schweigt sich Herr Gallot vollständig aus und wir glauben es auch nicht, daß er im gegebenen Augenblick beratend der Arbeiterschaft zur Seite stehen wird. Ebenso ist seine Einstellung im Hüttenmaurerstreik typisch für seine Taktik. — Bringt man beides in Zusammenhang mit den oberschlesischen Bergarbeiterlohnverhandlungen, so weiß man, was die Glocke geschlagen hat. —

Herr Gallot hat seine Maske fallen lassen, wir sehen jetzt, daß er alles andere nur kein Arbeiterfreund ist, und die oberschlesische Arbeiterschaft hat von ihm nichts zu erwarten, als neue Schwierigkeiten. Sogar die ziemlich arbeitgeberfreundliche „Polonia" sieht ein, daß Herr Gallot ein total ungeeigneter Demobilmachungskommissar ist und stößt über ihn Töne der tiefsten Entrüstung aus. Berichtet sie doch von dem Kommunikat an die Dombrowaer Arbeiter als von einer „unerhörten Taktlosigkeit" und daß infolge eines solchen Auftretens es höchste Zeit wäre, Herrn Gallot sofort von seinem Amte abzuberufen. Die Ansicht der „Polonia" teilen wir auch. Es wäre besser für die Arbeiterschaft, wenn Herr Gallot seinen jetzigen Beruf an den Nagel hängen wollte oder müßte.

Denn wenn auch Arbeiterfragen sein Metier sind, so doch vom Standpunkte der Arbeitgeber. Hier aber eine derartige Auffassung zu vertreten, hat ihn die Regierung nicht hergesandt. —

Eine Zwangsvollstreckung mit Hindernissen

Wegen rückständiger Steuern von 300 Zloty wurde vom Finanzamt Myslowitz bei dem Kaufmann A. Czwpala in Wilhelminenhütte eine Zwangsvollstreckung vorgenommen, an welcher als Zuschauer eine auf mehrere hundert Personen zählende Volksmasse sich beteiligte. Nachdem die gepfändeten Waren auf einen Rollwagen verladen wurden, weigerten sich sämtliche Pferdebesitzer von hier den Abtransport nach Myslowitz zu vollführen. Obwohl in mehreren Fällen Zugpferde gestellt wurden, zogen sich die Besitzer nach Uebersicht des Tatbestandes mit ihren Pferden zurück, was zur Erheiterung der Volksmenge führte. Erst nach längerer Zeit gelang es den Beamten und der Polizei ein vorbeifahrendes Fuhrwerk aus Galizien zu diesem Abtransport zu bewegen. Die Volksmenge begleitet den Abtransport unter Zwischenrufen und Gepfeife eine lange Strecke des Weges.

Kattowitz und Umgebung

Sammelwoche für arme Kinder.

Seitens des Magistrats in Kattowitz werden wir um Veröffentlichung nachstehenden Pressekommunikats gebeten: Auf Grund einer Verordnung des Innenministeriums in Warschau vom 19. April organisiert das „Polski Komitet Opieki nad Dzieckiem in Warschau" in der Zeit vom 16. bis 23. September d. Js. eine Kinder-Woche („Tydzień Dziecka") im Bereich von ganz Polen. Bezweckt wird durch diese Kinder-Woche die Einleitung einer Propaganda für Kinderfürsorge im wahrsten Sinne des Wortes, sowie Erlangung der erforderlichen Mittel für alle bestehenden Institutionen, welche die Kinderfürsorge ausüben. — Zwecks Durchführung dieser geplanten Hilfsaktion wurden allerorts Wojewodschafts-, sowie Ortskomitees gebildet. Diese Komitees unterstehen dem Ehrenkomitee in Warschau unter dem Protektorat der Frau Staatspräsident Moscicki, sowe unter Vorsitz der Frau Marschall Pilsudski.

Das Ortskomitee in Kattowitz wird geschmackvoll angefertigte Abzeichen gegen einen Preis von 10 Zloty pro Stück verabfolgen. Für jeden Spender wird ein besonderes Diplom ausgestellt.

Das städtische Wohlfahrtsamt bittet daher um vollste Unterstützung eines so erhabenen Hilfswerks, als welches die Kinderfürsorge bezeichnet werden kann. Die vorerwähnten Abzeichen sind in der städtischen Sparkasse bezw. in der Stadthauptkasse auf der ulica Pocztowa in Kattowitz zu haben.

Der Ausklang einer Liebesaffäre.

Einen, wenngleich noch ziemlich günstigen, so doch immerhin tragischen Ausgang nahm eine Liebesgeschichte für den 28jäh. Grubenarbeiter Johann B. aus Bukowina. Dieser junge Mann hatte sich sterblich in ein junges Mädchen, nämlich die Emilie P. aus dem gleichen Dorfe verliebt und verfolgte dasselbe natürlich in der denkbar besten Absicht fortgesetzt mit seinen Liebesanträgen. Zum größten Leidwesen des B. verhielt sich seine Herzauserwählte, gegenüber seinen glühenden Anträgen und Herzergüssen auffallend kühl, ja sie liebte sogar, wie er in Erfahrung bringen mußte, wieder einmal den „Anderen". Das war ein biederer Bäckergeselle, mit welchem „seine Emilie" nach ihren Aeußerungen zu anderen Personen Verlobung feiern wollte. Von Eifersucht gequält und total aufgebracht, ersuchte der unglückliche Liebhaber das Mädchen um eine Zusammenkunft zwecks einer Aussprache. Freilich willfahrte dieses seinem Wunsche nicht, was den jungen Mann erst dazu bewog, finsteren Gedanken nachzugehen. Als seine erneuten Liebesbeteuerungen bei einem unvermittelten Zusammentreffen fruchtlos verliefen, drohte er dem Mädchen mit Erschießen, um dieses einzuschüchtern. Das Mädchen entfloh in den Hauseingang, während sich dem verfolgenden Liebhaber deren Bruder entgegenstellte. In wilder Raserei feuerte Johann B. auf den Bruder des Mädchens einen Schuß ab. Zum Glück wurde der Getroffene nur leicht verletzt; überdies versagte ein weiterer Schuß. Der blindwütige Revolverschütze wurde von der Polizei sofort verhaftet.

Am gestrigen Freitag wurde diese Affäre vor dem Landgericht in Kattowitz aufgerollt. Der Angeklagte B., welcher einen sehr niedergeschlagenen Eindruck machte, schilderte vor Gericht reumütig die Ursache, sowie die fatalen Folgen seines Liebesgeschicks und bemerkte weiter, daß er sich zu der unbesonnenen Handlung in einer Art seelischer Depression hinreißen ließ. Dem Angeklagten wurde allgemein ein gutes Leumundszeugnis ausgestellt. Das Gericht trug den näheren Umständen bei Festsetzung des Strafausmaßes Rechnung und belegte den Beklagten wegen schwerer Körperverletzung mit nur 2 Monaten Gefängnis, bei Anrechnung der verbüßten Untersuchungshaft, so daß eine Freilassung aus der Haft erfolgen konnte.

Börsenkurse vom 18. 8. 1928

(11 Uhr vorm. unverbindlich)

Warschau . . .	1 Dollar	amtlich	=	8.91 zł
		frei	=	8.92 zł
Berlin	100 zł		=	46.948 Rmk.
Kattowitz . . .	100 Rmk.		=	213 00 zł
	1 Dollar		=	8.91 zł
	100 zł		=	46.948 Rmk.

Annahmetermine für die gewerbliche Fortbildungsschule I. Der Magistrat in Kattowitz gibt folgendes bekannt: Die Aufnahme der Lehrlinge in die gewerbliche Fortbildungsschule I in Kattowitz wird nur zweimal im Jahre und zwar Ende August und Januar erfolgen. Alle diejenigen Lehrlinge, welche vor dem 1. September d. Js. ein Lehrverhältnis eingehen, sind verpflichtet, die Anmeldung in der Zeit vom 20. bis 28. August in der Kanzlei der gewerblichen Fortbildungsschule auf der ulica Jagiellonska (Prinz-Heinrichstraße) 18, 2. Stockwerk, in der Zeit von 2—5 Uhr nachmittags persönlich vorzunehmen. Vorzulegen sind: 1. Eine genau ausgefüllte Anmeldung (das Formular ist gegen eine Gebühr von 10 Groschen beim Schuldiener der gewerbl. Fortbildungsschule erhältlich). 2. Das letzte Schulzeugnis. 3. Der Lehrvertrag, aus welchem zu ersehen ist, ob der Lehrling die Anmeldung für die Fortbildungsschule in der vorgeschriebenen Zeit vorgenommen hat. Bei der Aufnahme werden die Lehrlinge über den nächsten Prüfungstermin informiert. Lehrlinge, welche nach dem 31. August ein Lehrverhältnis eingehen, sind verpflichtet, die Anmeldung für die Fortbildungsschule in der Zeit vom 21. bis 31. Januar 1929 vorzunehmen. Schriftliche Anmeldungen werden als ungültig angesehen; weiterhin können Zuschriften ohne Angabe der Klasse, in welche der Schüler eingereiht worden ist, nicht berücksichtigt werden.

Bergmannslos. Auf den Gieschegruben, Abteilung Andreasflöz, wurde der 28jährige ledige Schlepper Palka aus Nickischschacht, welcher beim Schrämen tätig war, von herabstürzenden Kohlenmassen verschüttet, wobei er so schwere Verletzungen erlitt, daß er an Ort und Stelle verstarb. Der Verunglückte ist vor kurzer Zeit aus Frankreich zurückgekehrt.

Schoppinitz. In der Gemeinde Schoppinitz wird die Wohnungsnot immer größer, da hier allein außer Rosdzin 600 Wohnungslose vorhanden sind. Um der Wohnungsnot etwas entgegenzusteuern, wird der Bau eines großen Wohnhauses von der Gemeinde beabsichtigt, und zwar mit einem Kostenaufwand von 250 000 Zloty. Ebenfalls soll nach der Verschmelzung mit der Gemeinde Rosdzin das bisherige Gemeindeverwaltungsgebäude in ein Wohnhaus umgebaut werden. Die „Strahlsche Seifenfabrik“ hat mit dem Bau eines Wohnhauses für Aufsichtspersonal und Angestellte begonnen, welches im Winter bezogen werden kann.

Königshütte und Umgebung

Wie der Suff gefördert bezw. die Arbeiterschaft in Not gebracht wird.

Zu den vielen traurigen Kapiteln in Oberschlesien, figuriert der Suff und das Borgwesen an erster Stelle. Wohl selten in einem Lande wird soviel an Alkohol verkonsumiert, wie in Oberschlesien. Wenn es nur noch bei dem Suff verbleiben würde, aber hinterher treten soviel Nebenerscheinungen auf, die sehr oft die betreffenden und hauptsächlich die Arbeiterschaft in Not und Elend bringen. Und die Hauptursache liegt im Borgunwesen. Eine alte Erfahrung lehrt, daß es sich auf „Borg oder Pump, na Krejda usw. sehr gut lebt. Da wird gegessen und getrunken, was das Zeug hält, weil man es vorläufig nicht bezahlen braucht, und wenn eine ansehnliche Summe erreicht wird, dann drückt man sich stillschweigend, und meidet die einst so liebgewonnene Gaststätte, wie der Teufel das Weihwasser. Die Folgen lassen auf sich nicht lange warten, bald erfolgt eine mündliche Mahnung, oder ein Zahlungsbefehl, und wenn das nicht hilft, wird die Angelegenheit dem Gericht übergeben. In einem bald darauf anberaumten Termin, wird der Schuldner ohne Gnade und Barmherzigkeit zur Zahlung der Schulden verurteilt und die Notlage fängt an. Pfändungsbeschlüsse werden von Gerichtswegen an die Arbeitgeber versandt, die Summe voll mit den Gerichtskosten, die immer doppelt höher sind, einbehalten und ein leerer Lohnbeutel bei der Auszahlung in die Hand gedrückt, ist der Enderfolg der guten Zeiten. Und nun beginnt der häusliche Zwist und als letztes, Betriebsrat hilf und arbeite einen Notvorschuß aus, denn man muß doch schließlich 14 Tage weiter leben. Das dieses bei der heutigen Einstellung der Arbeitgeber nicht immer leicht ist, braucht nicht besonders betont zu werden.

Daß solche Zustände einreißen, tragen die Gastwirte die größte Schuld durch das verabfolgen von Waren auf Borg. Daß sie mit Vorliebe „pumpen“ ist aus der Gewißheit heraus, daß sie heute nicht mehr einen einzigen Groschen verlieren brauchen, weil bei einer jeden Klage ihnen die im Trauerband stehende Summe zugesprochen wird. Aus diesem Grunde sind auch die früheren schönen Wandsprüche: „Hier wird nicht gepumpt“ verschwunden. Da dieses Borgwesen immer schlimmere Formen annimmt, so müßte dagegen der Staatsanwalt bezw. die Polizei einschreiten, um diesem Unfug ein Ende zu bereiten, schon der dadurch in Not geratenen Familien wegen und manche Hausfrau würde der Polizei dafür dankbar sein. Hast du überflüssiges Geld, dann trinke einen; hast du keins, so nehme keinen. Und wird dieses befolgt, dem wird sein Lohn niemals gepfändet werden.

Bestätigt. Der seinerzeit von den städtischen Körperschaften gefaßte Beschluß einer Anleihe von 3 Millionen Zloty, wurde von der Wojewodschaft bestätigt und die Anleihe gewährt. Ein großer Teil der Anleihe soll zur Begleichung von Schulden verwendet werden.

Ausschreibung. Für die Inbetriebsetzung der Autos für die staubfreie Müllabfuhr benötigt der Magisstrat 5080 Liter Benzol, 250 Kilogramm Oel, 150 Kilogramm Schmiere. Interessierte Firmen können Offerten in versiegelten Umschlägen mit der Aufschrift: „Oferta na dostawę benzolu, oleju i smarów dla samochodu do bezplenego wywozu śmieci“, im Rathause, Zimmer 48, bis zum 22. August, vormittags 12 Uhr, einreichen.

Des Bergmanns Los. Der auf der Heinitzgrube bei Beuthen unter Tage beschäftigte Füller Anton Gmyrek von der ulica Konopnickiej 12 (Schillerstraße) wurde durch herabfallende Kohlenmassen verschüttet. G. konnte nur noch als Leiche geborgen werden und wurde nach der Leichenhalle des Knappschaftslazaretts in Beuthen geschafft. Die Beerdigung findet am Sonntag, nachmittags 1 Uhr, von dort aus statt.

Kommunalpolitisches aus Chorzow

Zwei ger größten Industrieunternehmungen in Polen — Die Gründung Chorzows im 12. Jahrhundert Was der Gemeinde not tut

Wenn man einen Rundgang durch die Gemeinde Chorzow macht, dann fallen die verschiedenen Industrieunternehmungen besonders ins Auge, da manche von ihnen, wie die Stickstoffwerke und die O. E. W. (Oberschlesisches Elektrizitäts-Kraftwerk) die größten Anlagen dieser Art in Polen sind. Die O. E. W. kann man als die Seele des oberschlesischen Industriebezirks bezeichnen, da es außer der elektrischen Kraft, auch den größten Teil der Gemeinden und Städte mit Licht versorgt. Um diesen Anforderungen genügen zu können, verfügt die O. E. W. in ihrem Großkraftwerk Chorzow über eine Maschinenleistung von 81 000 Kilowatt. In einer langgestreckten Maschinenhalle sind die Dampfturbinen aufgestellt, von denen die größte 18 000 Kilowatt leistet. Vier Kesselhäuser mit 36 Hochleistungskesseln dienen der Dampferzeugung. Der Strom dieses Kraftwerkes wird in der Hauptsache in unterirdisch angelegten Hochspannungskabeln den Abnehmern zugeführt, ein Kabelnetz von über 450 Kilometer Länge ist zu diesem Zweck ausgebaut. Ein neben der Zentrale errichtetes Umspannungswerk vermittelt mit 15 000 K. V. A.-Transformatoren und mehreren Freileitungen für 40 000 Volt die Stromlieferung nach dem Hildebrandtschacht und mit einem 20 000 K. V. A.-Transformator über die 60 000 Volt-Freileitung die Stromversorgung der Radzionkaugrube. Außerdem beliefert die O. E. W. den oberschlesischen Industriebezirk von Tarnowitz bis Myslowitz mit seinen Städten und Ortschaften und die meisten Industrieanlagen mit Strom, auch die Stadt Königshütte bezieht den Strom von der O. E. W. Jährlich werden etwa 400 Millionen Kilowattstunden Strom erzeugt. Gegründet wurde dieses Kraftwerk im Jahre 1897.

Als die zweitgrößte Industrieanlage galten die Stickstoffwerke, die annähernd 3000 Personen beschäftigen. Infolge ständiger Verbesserungen und Neuerungen in den Betriebsanlagen ist eine dauernde Steigerung der Produktion zu verzeichnen. Dasselbe gilt von der Gräfin Lauragrube, die gegenwärtig 1100 Mann Belegschaft aufzuweisen hat. Beide Unternehmungen bringen ihre gesamte Produktion bezw. Förderung gleich zum Versand.

Was die Gemeinde anbetrifft, so fällt die Gründung in das 12. Jahrhundert. Durch die schnelle Entwicklung der Gemeinde, wohnen auf einem Flächeninhalt von 1185 Hektar annähernd 15 000 Einwohner. Der Gutsbezirk umfaßt 468, der Gemeindewald 100 Hektar. Neben der Industriebevölkerung blieb bis heute ein alteingesessener Bauernstand erhalten. Im ganzen sind noch 35 kleine Bauernhöfe mit 20 bis 30 Morgen Land in Bewirtschaftung. Bei den Kirchgängen und besonderen Festlichkeiten sieht man noch sehr viele der schönen farbigen Bauerntrachten aus den früheren Zeiten, während die Industriebevölkerung schon längst städtische Kleidung. Sitten und Gebräuche angenommen hat.

Was die Wasserversorgung in der Gemeinde anbetrifft, so liegt hier noch vieles im Argen. Die Bodengestaltung der Ortschaft ist für die Wasserzufuhr teilweise sehr ungünstig. Besonders in den höher gelegenen Straßen und Stockwerken der einzelnen Häuser ist der Druck sehr schwach, so daß das Wasser manchmal ganz ausbleibt. Das Fehlen eines modern ausgebauten Kanalisationsnetzes macht sich überhaupt bemerkbar. Gut kanalisiert ist eigentlich nur der Ortsteil von der Kirche bis über den Johannisplatz hinaus. Die Beleuchtung kann den Verhältnissen der Gemeinde entsprechend als gut angesehen werden. In den einzelnen Häusern und Haushaltungen wird überwiegend elektrisches Licht gebrannt, was auf den günstigen Einfluß der O. E. W. zurückzuführen sein dürfte.

Wie überall, so ist das größte Sorgenkind der Gemeindeverwaltung die Wohnungsnot. Etwa 1000 Personen warten auf die Zuweisung einer Wohnung. Erfreulicherweise läßt die Gemeinde ein großes Wohnhaus bauen, was aber ein Tropfen Wasser auf den heißen Stein bedeutet. Immerhin ist die Gemeindeverwaltung bemüht, die Wohnungsnot zu beheben und wenn es bloß alljährlich in einzelnen Häuserbauten ist. Die Schul- und Platzverhältnisse sind noch rückschrittlich, lassen jedoch Ansätze einer Besserung erkennen. Ein Ueberschuß in Höhe von 100 000 Zloty aus dem diesjährigen Budget soll als erste Rate für den Aufbau einer neuen Schule von 8 Klassenzimmern, Badeeinrichtung und Turnsaal Verwendung finden. Infolge der tatsächlich höheren Gestehungskosten muß eine Anleihe oder Subvention von der Wojewodschaft aufgenommen werden. Durch die harrende Lösung verschiedener lebenswichtiger Probleme, wird für die Dauer von einer größeren Anleihe nicht Abstand genommen werden können. Die vorgesehenen 570 000 Zloty Einnahmen reichen notdürftig für die Deckung der laufenden Ausgaben aus. Ob durch die von der Stadt Königshütte gewünschte Eingemeindung der Gemeinde selbst Vorteile und Erleichterungen erwachsen würden, ist eine Frage der Zukunft. Da die Chorzower Bürger eine Verbesserung eventl. auch durch Eingemeindung nicht erhoffen, so wird es wohl noch sehr lange beim Alten verbleiben, bis nicht die Wojewodschaft bezw. Warschau das entscheidende Wort gesprochen haben werden.

Abgabe der Lebensbescheinigungen. Die bei der letzten Pensionsauszahlung an die Rentenempfänger der Knappschaft ausgehändigten Lebensbescheinigungen müssen nach der Bestätigung einer amtlichen Stelle wieder rechtzeitig abgegeben werden, und zwar die Invaliden im Hüttenamt an der ulica Moniuszki (Richterstraße), die Witwen und Waisen in der Werkstättenkasse an der ulica Bytomska (Beuthenerstraße). Wer die Abgabe versäumt, trotzdem die Frist bereits abgelaufen ist, der kann gewärtigen, daß ihm die Pension am 25. bezw. 31. August nicht ausgezahlt wird.

Warnung vor einem Schwindler. Der Inhaber der Tabaktrafik M. von der ulica Jagiellonska (Meitzenstraße) schickte seine junge Tochter mit einem Betrage von 724 Zloty nach dem Hauptverkaufsmonopol am Ringe, um Tabakwaren einzukaufen. Unterwegs trat ein etwa 25 Jahre alter Mann an sie heran und forderte die Herausgabe des Geldes, da der Eigentümer darüber anderweitig verfügt hätte. Leider ließ sich das Mädchen übertölpeln und gab das Geld heraus, womit der Gauner verschwand. Da derselbe sein Manöver auch anderweitig versuchen dürfte, so sei vor diesem Schwindler gewarnt.

Myslowitz

Modrzejow modernisiert sich.

Bis in die letzte Zeit hinein war Modrzejow das von Myslowitz durch die Schwarze Przemsa getrennt wird, wohl das schmutzigste Nest das man sich überhaupt denken konnte. Alle Häuser hatten schadhafte Dächer, daß der Regen ungehindert in die Wohnungen eindringen konnte. Gereinigt und gekehrt wurde überhaupt nicht. Der große Marktplatz war voll Schmutz und Unrat. Da kam plötzlich die Anordnung des polnischen Innenminister Slawoj-Skladkowski, die die Hausbesitzer zur Ausbesserung der Häuser zwang. Die Polizei kam den Hausbesitzern auf die Fersen. Sie mußten nicht nur die Dächer reparieren, aber auch die Häuser tünchen und weißen, den Hof auskehren und die Treppe scheuern, was früher überhaupt nie gemacht wurde. Die faulen Hausbesitzer fluchten, aber es half nichts, weil der Wachmeister nicht vom Halse ging, bis alles schön und sauber geputzt war. Leider hat das Reinemachen wieder nachgelassen und der alte Schmutz macht sich wieder überalt breit. Wahrscheinlich ist die Polizei müde geworden, weil sie nicht mehr hinterher ist.

Modrzejow ist eine Vorstandt von Sosnowice, obwohl es von der Stadt 5 Kilometer entfernt liegt. Die sozialistische Stadtverwaltung hat sich des verwahrlosten Nestes angenommen. Zuerst wurde die elektrische Beleuchtung eingeführt. Große moderne Bogenlampen beleuchten heute das armselige Nest, während die „moderne“ Nachbarstadt Myslowitz sich mit Gasbeleuchtung begnügen muß. Die Beleuchtung sticht gewaltig ab von einander, wenn man abends über die Brücke geht. Der große Marktplatz in Modrzejow war mit „Katzenköpfen“ gepflastert und die Löcher darin waren mitunter metertief gewesen; desgleichen die Hauptstraße. Auch hier wird eine gründliche Aenderung Platz greifen, weil dort große Pflasterungsarbeiten durchgeführt werden. Der Marktplatz und alle Seitenstraßen werden modern gepflastert und zwar mit Granitwürfel und Zementeinguß; desgleichen auch die Seitenstraßen. Die weil größere Hälfte der Straßen und des Marktplatzes sind bereits fertig und machen einen recht guten Eindruck. Nicht einmal die Stadt Myslowitz hat solche moderne Pflasterung. Wenn allmählich die alten Buden abgerissen und neue darauf gebaut werden, dann wird Modrzejow noch ein moderner Vorort. Nur muß die Polizei die Bürger zur Sauberkeit anhalten, weil sie sonst die neugepflasterten Straßen sofort wieder verunreinigen, indem sie alles auf die Straße werfen, die sie auch als Ausguß benützen.

Pleß und Umgebung

Oberlazisk. (Versammlung des Deutschen Bergarbeiterverbandes.) Am 15. d. Mts. fand hier eine Mitgliederversammlung statt, auf der Kamerad Kursitza referierte. Zunächst erläuterte K. den Zweck des Ortsausschusses in Nikolai, worauf die Wahlen der Delegierten stattfanden. Aus der Wahl gingen hervor: Hajduk Wilhelm und Rotkegel Wilhelm; als Vertreter: Korus Franz und Regulla Hermann. Dann wurde ein Teil der Statuten vorgelesen, die in sechsfacher Auflage vorlagen. Zum 2. Punkt sprach K. über die Aenderung des Statuts vom Bergarbeiterverband ab 28. 12. 28. Zum 3. Punkt über verschiedene Artikel aus dem „Volkswille“, die sich im Rahmen der Gewerkschaft halten. Zum 4. Punkt über Organisationsfragen und Verschiedenes. In der Versammlung wurde festgestellt, daß nirgends solche Hungerlöhne gezahlt werden, wie auf den Fürstl. Plessischen Gruben. Speziell auf der 5. Abteilung werden die Schichtlöhne im Gedinge unter Tarif gezahlt. Auf jedes Intervenieren der Belegschaft äußert der Steiger: Da verklagen Sie mich, aber ich zahle nicht mehr. Ob die Verwaltung mit solchen Herren weit kommt, das wird sich später herausstellen, denn auf keinen Fall lassen sich die Organisierten im Deutschen Bergarbeiterverband dies länger gefallen. Erst vor 14 Tagen hat die Verwaltung zwei Prozesse verloren. Arbeiter der Alexandergrube haben ihr Recht vor Gericht eingefordert. Die Arbeitsordnung wird auch seitens der Verwaltung gar nicht respektiert, und zwar der § 17. (Gewöhnlicher Urlaub.) Hier verlangt die Verwaltung eine Bescheinigung von der Hebamme, Pfarramt, Polizei. Im Interesse der Mitglieder wird gewünscht, daß zu jeder Mitgliederversammlung auch die gewählten Betriebsräte des Deutschen Bergarbeiterverbandes und auch der Schriftführer erscheinen.

Deutsch-Oberschlesien

Groß-Strehlitz. (Schweres Motorradunglück.) Gestern nachmittag wollte an der Kreuzung Oppelner Str. (Hummerei) ein von Richtung Tost kommendes Motorrad ein Lieferauto überholen. Plötzlich bog das Auto in die Hummerei ein. Der Motorradfahrer konnte sein Rad nicht mehr abbremsen, da er schon zu nahe war und fuhr mit voller Gewalt gegen das Auto, das nun auf den Bürgersteig gegen einen Baum fuhr. Der Motorradfahrer und sein Begleiter gerieten unter das Auto. Der Fahrer mußte zum Arzt geschafft werden, der seine Ueberführung in ein Oppelner Krankenhaus anordnete. Er hatte einen komplizierten Beckenbruch und eine schwere Kopfverletzung erlitten. Sein Begleiter kam mit Hautabschürfungen davon. Das Motorrad wurde stark beschädigt.

Geschäftliches

Verantwortlich für den gesamten redaktionellen Teil: Josef Helmrich, wohnhaft in Katowice; für den Inseratenteil: Anton Rzytkki, wohnhaft in Katowice. Verlag: „Freie Presse“ Sp. z ogr. odp., Katowice; Druck: „Vita“, nakład drukarski, Sp. z ogr. odp., Katowice, Kościuszki 29.

Unterhaltungsbeilage des Volkswille

Die verlassene Braut

Von H. G. Wells.

Während ich in meinem Arbeitszimmer schreibe, höre ich, wie Jane unten mit Bürste und Staubwedel herumpoliert. Früher pflegte sie geistliche Lieder, abwechselnd mit der britischen Nationalhymne, zur Begleitung dieser Instrumente zu singen, aber in der letzten Zeit war sie sehr schweigsam und nur auf ihre Arbeit bedacht. Ich muß gestehen, daß ich mich heimlich freuen würde, wenn Jane wieder das Daisy-Lied sänge, oder ein kaputtgegangener Teller mir anzeigen würde, daß die Zeit der Schwermut vorbei ist.

Und doch, wie froh waren wir, nichts mehr von Janes jungem Mann zu hören, als wir nichts mehr von ihm hörten. Jane war immer sehr offen in ihren Unterredungen mit meiner Frau und besprach in der Küche eine ganze Reihe von Themen mit größter Beredsamkeit. Aber nachdem William auf der Bildfläche erschienen war, hieß es immer William, nichts als William! William hier und William da! Und als wir dachten, daß William schon erschöpft und erledigt sei, tauchte er immer und immer wieder auf. Die Verlobung dauerte nämlich drei Jahre.

„Er ist ein soo anständiger junger Mann, gnä' Frau," meinte Jane. „Sie wissen gar nicht . . . Er ist zweiter Portier in dem Tuchgeschäft von Maynard," sagte Jane, „und bekommt 18 Schilling, fast ein Pfund in der Woche. Sein Vater war ein Gemüsehändler, gnä' Frau, und hat zweimal Bankrott gemacht. Und eine seiner Schwestern ist im Spital. Er ist eine sehr gute Partie für mich, wo ich doch so 'ne arme Waise bin."

„Sind Sie denn mit ihm verlobt?" fragte meine Frau.

„Richtig verlobt, nein! Aber er spart Geld, um einen Ring zu kaufen — Ammatist!"

Und bald wurde auch der Amethystring im Haus herumgetragen, sogar in einer etwas ostentativen Art, und Jane gewöhnte sich an, den Braten auf eine ganz neue Weise hereinzubringen, damit der Ring auch richtig zur Geltung kam.

Janes Schatz erschien mir als das, was man in besseren Kreisen einen anständigen jungen Mann nennt. „Ja, gnä' Frau," sagte Jane eines Tages mit schlecht verhehlter Selbstzufriedenheit, während sie die Bierflaschen abzählte, „William ist Antialkoholiker. Ja, gnä' Frau, und er raucht auch nicht. Das Rauchen, gnä' Frau," meinte sie weiter, im Ton eines Gedankenlesers, „macht soviel Staub. Und es ist so schade ums Geld Und der Geruch dazu. Mancher hat es vielleicht nötig."

William war zuerst ein etwas schäbiger junger Mann mit einem schwarzen Anzug von der Stange. Er hatte wassergraue Augen und einen Teint, wie er sich für jemand schickt, dessen Schwester im Spital liegt. Agatha, meine Frau, hielt nicht viel von ihm, selbst anfangs nicht. Sein ungeheurer Anstand wurde noch durch einen Alpakkaschirm verbürgt, von dem er sich nie trennte.

„Er gehört zur Reformgemeinde," sagte Jane.

Bald hörten wir, daß der erste Portier bei Maynard entlassen und William als erster Portier mit 23 Schilling in der Woche angestellt worden war, und nach diesem Aufstieg schien Janes junger Mann in lauter Wohlstand zu schwimmen.

„Weißt du, Lieber," meinte Agatha eines Tages, „Jane sagte etwas, was mir nicht gefiel. Sie schwieg erst eine Weile, dann bemerkte sie auf einmal: „William is' wohl was Besseres als ich, gnä' Frau, nicht?"

„Ich sehe nichts darin," erwiderte ich; aber später wurden mir die Augen geöffnet.

Eines Sonntags nachmittags um dieselbe Zeit saß ich an meinem Schreibtisch, als ein Schatten am Fenster vorbeistrich. Ich hörte einen unterdrückten Aufschrei hinter mir und sah, wie Agatha mit geweiteten Augen die Hände zusammenschlug. „George," flüsterte sie atemlos, „hast du's gesehen?"

Dann sagten wir es beide im Chor, langsam und feierlich: „Ein Zylinder — gelbe Handschuhe — ein neuer Schirm!"

„Vielleicht scheint es mir nur so," meinte Agatha, „aber seine Krawatte war fast genau wie deine. Ich glaube, daß Jane ihn mit Krawatten versorgt. Sie sagte mir vor einer Weile in einem Ton, der Bände sprach: „Die Krawatten, die der gnä' Herr trägt, sind hübsch!" und nun macht er dir's nach."

Das junge Paar kam an unserem Fenster vorbei. Er war Janes freier Tag. Sie gingen Arm in Arm. Jane sah unerhört stolz, glücklich und unbehaglich mit ihren neuen weißen Baumwollhandschuhen aus, und William höchst vornehm in seinem Zylinder.

Das war der Gipfelpunkt von Janes Glück. Als sie zurückkehrte, erzählte sie uns: „Herr Maynard hat mit William gesprochen. Er soll beim nächsten Ausverkauf die Kunden bedienen, genau wie die jungen Herren im Geschäft. Wenn er's gut macht, wird er ihn bei der nächsten Gelegenheit als Hilfskommis einstellen. Er muß sich so elegant wie möglich benehmen; und wenn's nicht gelingt, dann liegt's nicht daran, daß er sich keine Mühe gibt. Herr Maynard hat einen Narren an ihm gefressen."

Am nächsten Sonntag, als ich meinen Tee trank, fragte ich meine Frau: „Warum ist dieser Sonntag anders als die anderen Sonntage, kleine Frau? Was ist geschehen? Hast du die Vorhänge geändert, die Möbel umgestellt, oder was macht diesen undefinierbaren Unterschied aus?"

Darauf erwiderte mir meine Frau in ihrem tragischsten Tone: „George, dieser — dieser William hat sich heute hier nicht blicken lassen, und Jane weint sich oben die Augen aus."

Tiefes Schweigen folgte. Jane hatte, wie ich schon erwähnte, aufgehört, im Hause zu singen, und begann unseren zerbrechlichen Besitz sorgfältig zu behandeln, was meiner Frau als ein sehr trauriges Symptom auffiel. Am nächsten Sonntag und am übernächsten bat Jane um ihren Ausgang. Jedesmal kehrte Jane sehr rot und sehr entschlossen aussehend zurück. Eines Tages wurde sie schließlich mitteilsam.

„William wird verführt," bemerkte sie plötzlich im selben Atem, als sie von Tischtüchern sprach. „Ja, gnä' Frau, sie ist eine Modistin und kann auf dem Klavier spielen."

„Ich dachte, Sie gingen am Sonntag mit ihm?"

„Nicht mit ihm, gnä' Frau, hinter ihm. Ich ging hinter ihnen her und sagte ihr, daß er mit mir verlobt ist."

„Wirklich, haben Sie das getan? Was sagten denn die anderen darauf?"

„Sie machten so, als wär' ich Luft für sie. Und da hab' ich ihr gesagt, daß es ihr übel bekommen wird."

Es war an einem Feiertag im August, als die Krise zum Ausbruch kam. Jane kam nach Hause, staubig, erregt, und ihr Herz war in Aufruhr.

Die Modistin, ihre Mutter und William hatten einen Ausflug gemacht. Jedenfalls gelang es Jane, sie ruhig, aber entschlossen auf der Straße anzusprechen, um ihre Rechte geltend zu machen. Sie ging, glaube ich soweit, daß sie handgreiflich wurde. Sie behandelten sie in einer zerschmetternd überlegenen Weise. William wurde von seiner Zukünftigen und deren Mutter aus den zögernden Händen unserer verschmähten Jane in das Gefährt hineingezerrt. Man drohte sogar, sie anzuzeigen.

Darauf erholte sich unser Haus eine Zeit von William. Aber es lag etwas in der Art, wie Jane die Hausschwelle scheuerte oder die Zimmer fegte, eine gewissene verhaltene Wut, die mich überzeugte, daß die Geschichte noch nicht zu Ende war.

„Kann ich morgen meinen Ausgang haben, gnä' Frau," fragte Jane eines Tages, „ich möcht' zu einer Hochzeit!"

Meine Frau wußte instinktiv, zu welcher Hochzeit. „Halten Sie es für klug, Jane?" fragte sie.

„Ich möchte ihn zum letzten Male sehen."

„Liebster, höre mal!" Meine Frau stürmte herein, ungefähr 20 Minuten, nachdem Jane das Haus verlassen hatte. „Jane ist auf dem Boden gewesen, hat alle alten Schuhe in eine Tasche getan und ist so zur Hochzeit gegangen. Sie wird doch nicht . . .?"

„Jane entwickelt Charakter. Laß' uns das Beste hoffen."

Jane kam mit blassem, hartem Gesicht zurück. Alle Schuhe schienen noch in ihrem Sack zu sein, was meine Frau mit einem verfrühten Seufzer der Erleichterung begrüßte. Wir hörten, wie sie nach oben ging und die Schuhe mit besonderem Nachdruck wieder hinstellte.

„Es waren furchtbar viel Menschen bei der Hochzeit, gnä' Frau," erzählte sie in reinstem Gesprächston, als sie in der Küche Kartoffel schälte, „und sie hatten so schönes Wetter.

Es war alles sehr anständig und elegant, aber ihr Vater hatte keinen schwarzen Anzug und sah aus, als ob er nicht dazu gehörte. Herr Piddingquirk . . . ."

Wer?"

„Herr Piddingquirk — William nämlich — hatte weiße Handschuhe, einen Anzug wie ein Pfarrer, und eine herrliche Krüsantemme im Knopfloch. Er sah so hübsch aus, gnä' Frau! Und ein roter Teppich war da, genau wie bei seinen Herrschaften, und die Leute erzählten, daß er dem Diener vier Schilling gegeben hätte. Sie hatten einen richtigen Wagen — und keine Droschke. Als sie aus der Kirche herauskamen, wurden sie mit Reis beworfen, und ihre beiden kleinen Schwestern streuten künstliche Blumen. Jemand warf einen Hausschuh, wie's der Brauch ist — und ich schmiß einen Stiefel."

„Einen Stiefel, Jane?

„Ja, gnä' Frau! Ich zielte nach ihr, aber es traf ihn. Er wird ein blaues Auge haben. Ich hab' nur einmal geworfen. Ich hatte nicht das Herz, es nochmals zu tun. Und die kleinen Jungen kreischten vor Freude, als ich ihn traf."

Nach einer Pause: „Es tut mir leid, daß der Stiefel ihn traf."

Wieder eine Pause. Die Kartoffeln wurden wütend geschabt. „Er war immer etwas Besseres als ich, gnä' Frau, und dann wurde er verführt."

Die Kartoffeln waren mehr als fertig. Jane stand plötzlich auf und schüttete die Schüssel auf den Tisch aus.

„Mir kann es ja gleich sein," sagte sie, „mir liegt nichts an ihm. Er wird schon seinen Fehler merken. Es geschieht mir recht. Ich war so in ihn vernarrt. Ich hätte nicht so hoch heraus sollen, und ich bin froh, daß alles so kam."

„O, gnä' Frau," sagte sie mit plötzlich umschlagender Stimme, „denken Sie sich, wie es alles hätte kommen können. Ich hätte so glücklich werden können. Ich hätt's ja wissen sollen, aber ich wußte es halt nicht . . . Gnä' Frau sind so gut zu mir, daß Sie sich alles erzählen lassen, denn es ist so schwer für mich, so schwer . . ."

Der letzte Rest verflüchtigte sich vor einigen Tagen mit dem Schlächtergesellen — aber das gehört kaum hierher. Jane ist jedoch noch jung, und die Zeit wird schon ihre Arbeit bei ihr vollbringen. Wir alle haben unseren Kummer, aber ich glaube nicht an Kummer, der nie heilt.

Die Katzen vom Niagarafall

Auch ohne sich auf der Hochzeitsreise zu befinden, muß man unbedingt idyllische Stunden rund um die Fälle verplätschern. Man wird ja völlig umlagert von Sehenswürdigkeiten und Führern, die sie einem in rationierten Dosen verabreichen. Schwebebahn über den Wirbel — prickelnder, windiger Genuß — Spaziergang mit verkapptem Gummivisier unter den brausenden Wassern hart an der Felsenklippe — feuchte Heldenpose aus Pappmachee — Drahtseilbahn in die Unterwelt — hier das gewaltigste Naturpanorama weit und breit! Bitte einsteigen! Ihr Photo können Sie beim Verlassen fertig mitnehmen. Welches Andenken! Auge in Auge der singenden Wasser — the old Indian Song.

Apropos, Andenken. Meiner Freundin Bix muß ich unbedingt etwas mitbringen. Die soll staunen! Wenn sie aus Norwegen zurückkommt und mir liebenswürdig wie immer ihr „Mitbringsel" überreicht, das sie sicher (wie alljährlich) schnell auf dem Wege zu mir in der Tauentzienstraße erstanden — dann werde ich sagen: „Meine Liebe, bitte, dies Paketchen habe ich monatelang im Koffer gehütet und mit mir geschleppt, nur um dir ein wirkliches amerikanisches Originalandenken vom berühmten Niagarafall garantiert echt mitzubringen!"

Also ich suche Läden, Buden und Stände in verwirrender Zahl, und alle vollgepfropft. Dies Indianerfell! Doch nein, das ist ja nur ein simples Fensterputzleder und die Malerei wohl ein Abziehbild. Briefbeschwerer, Thermometer, Schmuckkästchen, Aschenbecher, Federhalter, Serviettenringe — immer und überall dasselbe. In ganz Europa und nun noch hier. Wie erfindungsarm doch die Welt der Andenken ist. Schon will ich gehen — da sehe ich in einer verschwiegenen Ecke funkelnde Katzenaugen auf mich gerichtet. Das Verkaufsgirl lächelt, ja, das ist was ganz Neues, Apartes, das haben Sie noch nirgends gesehen. Sie reicht mir das Unikum und sein grauschlitziges Gegenstück. Wie sie bei jeder Bewegung die Augen drohend rollen! Das macht die Nähe der tobenden, zischenden Wasser, sage ich mir, das hat trefflich abgefärbt. Das nenne ich ein Niagarafall-Mitbringsel! Schon wechsle ich eine reichlich hohe Dollarnote und streiche den dünnen Rest mit einem Finger wieder ein. Aber bitte, Lady, ein Papier mit Firmenaufdruck und Ortsangabe, das verstärkt Eindruck und Wirkung. Wieder lächelt sie milde — sure please.

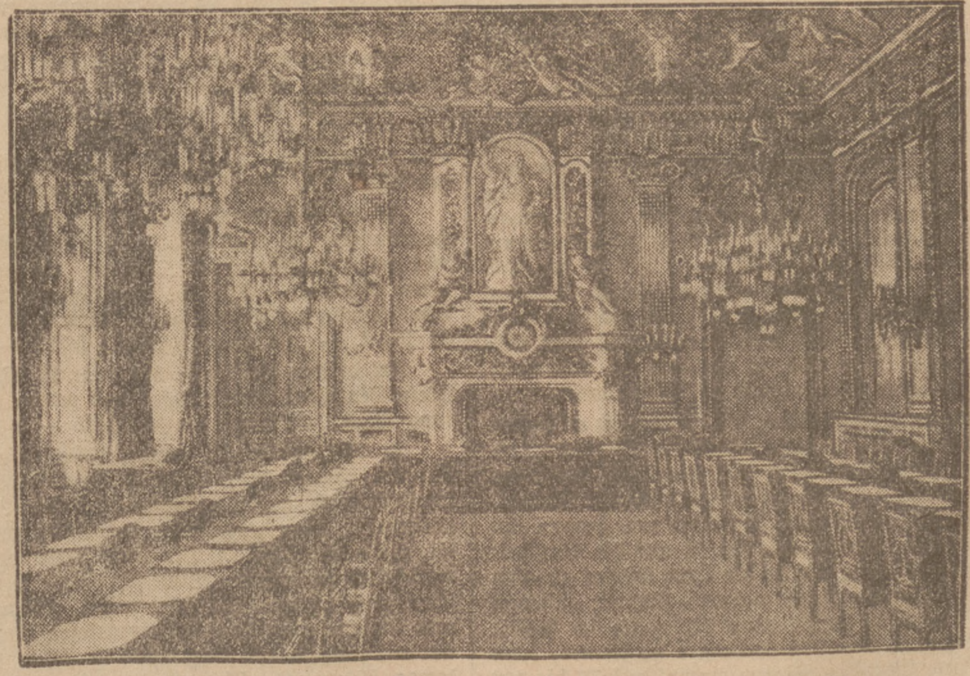
Im Hotel angekommen, widerstehe ich der Versuchung, die Kleinodien auszupacken. Das Papier könnte leiden — und überhaupt! Diese Katzen stehen den ägyptischen an Sonderheit nichts nach, sowas begafft man nicht aus Neugier. Vorsichtig und behutsam werden sie in die sicherste Kofferecke versenkt. Bis zur Zollinspektion — ich zittere heimlich. Wenn nur nicht lieblose Hände sie herausreißen! Man sieht ihnen ja ihren amerikanischen Ursprung schon von weitem an!

Die Gefahr ist überstanden, niemand betastete meine Schönen. Wie dann meine Minna daheim den Koffer auspackt und mit flinkem Griff die Hülle entfernen will, gebiete ich halt. Dies Paket umschließt ein Sondergeheimnis — es wird ein Ereignis werden!

Endlich kommt Bix aus Norwegen zurück. Ich merke bereits am Telephon, daß sie ein schlechtes Gewissen hat betreffs des Mitbringsels. Was wird sie nur wieder in der Tauentzienstraße eiligst erwischen, denke ich nachsichtig-mitleidig bei mir selbst. Um 5 Uhr klingelt es. Sie stürzt herein, erzählt von Volkstänzen, Fischsalaten und himmlischem Amüsieren. Dann naht der Moment. Sie streift ihren Handschuh ab, um ein Paketchen, was in ihrem Schoße liegt, zu öffnen. Da springe ich ein. Genau wie ich es mir vorgenommen habe, sage ich: „Dies habe ich dir als amerikanisches Originalandenken vom berühmten Niagarafall garantiert echt mitgebracht!"

Beschämt ergreift sie meine Gabe und schält sie verlegen aus ihrer Umhüllung, diese achtlos beiseite werfend. Ich triumphiere. Schon hält sie die eine Funkeläugige in den Händen — herausfordernd blitze ich sie an. Was sagst du nun! Mit sprachlosem, wachsendem Interesse beschaut sie sich das Tierchen, kommt mir immer näher, lächelt frech und frecher und ruft dann, indem sie mir die Unterseite vor die Augen hält: „Das hast du köstlich gemacht! Haha — Made in Germany!"

Noch bevor ich aus gelinder Ohnmacht erwache, ist ihr Tauentzienpaket geöffnet — zwei Katzen, meine Katzen funkeln mich an, ebenfalls „Made in Germany!"



Vor der Unterzeichnung des Kelloggpaktes

Der Konferenzsaal im Pariser Auswärtigen Amt, in dem am 28. August der durch den amerikanischen Staatssekretär Kellogg angeregte Kriegsächtungspakt unterzeichnet wird.

Die Wohnung

Von M. Kosyrew.

Hausnummer fünf, Wohnung 73. An der Tür ist ein riesiges Schild: Iwanoff... einmal kurz klingeln. Petroff... zweimal. Sidoroff... viermal. Salmanson... einmal lang Abramtschik... zweimal usw. Diese Aufzählung endet höchst unverständlich: Kolpakoff... zweimal kurz und dreimal lang klingeln. Frau Muraschkina... umgekehrt: dreimal lang und zweimal kurz. Worobeitschik... klopfen. Handelt man genau nach dieser Vorschrift, so wird einem überhaupt nicht geöffnet oder es stürzen gleich drei zur Tür.

„Natürlich: zu Salmanowitsch..., zu ihm muß man doch zweimal lang und fünfmal kurz klingeln, und Sie haben einmal zu wenig geklingelt! Es fällt mir gar nicht ein, für Salmanowitsch aufzumachen!"

Ja, dann sagen Sie's ihm doch..."

„Er kann ja selbst aufmachen. Ich bin kein Dienstbote, um jeden anzumelden. Vielleicht ist er gar nicht zu Hause?"

„Vielleicht ist er aber doch zu Hause?"

„Dann kann er ja selbst aufmachen!"

*

Schon von 10 Uhr früh herrscht reges Leben in der Wohnung und in der gemeinsamen Küche.

„Wie kommen Sie dazu, meinen Primus (Spirituskocher) zu benutzen?"

„Hab' ihn gerade nötig, Ihren Primus! Ich hab' auf meinem eigenen gekocht... Da, sehen Sie, er ist noch warm!"

„Auf 'nem fremden Primus kochen die und den eigenen wärmen sie an, damit man's nicht merkt... Eine wahre Plage!"

„Könnt ihr nicht noch ein bißchen mehr Radau machen?" hört man hinter der Wand (aus dem Nebenzimmer) eine Männerstimmer. „Die ganze Nacht arbeitet man und ihr macht ein Geschrei, daß man überhaupt nicht schlafen kann!"

„Vielleicht schlafen Sie noch bis zwölfe! Das könnte Ihnen wohl so passen! Die anderen hetzen zur Arbeit, und der gnädige Herr will schlafen!"

„Die ganze Nacht sind Sie auf... und das elektrische Licht müssen wir zu gleichen Teilen bezahlen. Ich denk' ja gar nicht dran, für Sie zu zahlen!"

Aus einem anderen Zimmer stürzt eine Frau heraus und schreit: „Gebt's ihm nur gründlich! Zahlen tut er nicht und will noch auf fremde Kosten dösen!"

„Wer hat das Wasser nicht heruntergelassen. Wer?" schreit sie nach zwei Minuten durch die ganze Wohnung. „Her mit ihm, ich hau' ihm eine runter!"

„Dazu haben Sie kein Recht," sagt eine ruhige Stimme.

„Was wollen Sie denn eigentlich? Haben sich über den ganzen Tisch breitgemacht und reden da noch von Recht?"

Die Küche starrt vor Schmutz... Auf dem Fußboden liegen Kartoffelschalen, Papierfetzen, Heringsköpfe.

„Wer ist heute an der Reihe mit dem Aufräumen, Muraschkina? Genossin Muraschkina, bitte, bemühen Sie sich. Für Sie sind keine Dienstboten da!"

„Aber seid doch ruhig...! Sie ist ja gar nicht zu Hause!"

„Wenn sie aufräumen muß, ist sie natürlich nicht da. Ich werd's genau so machen!"

„Und warum räumt vom achten Zimmer nur einer auf, wo doch drei drin wohnen?"

„Aber der Dritte ist ja noch viel zu klein!"

„Na, und wenn er klein ist, macht er da etwa nicht dreckig??"

*

Wenn die Rechnungen von der Hausverwaltung kommen, muß der Bote lange vor der Tür warten, während im Korridor erregte Auseinandersetzungen stattfinden.

„Nehmen Sie doch die Rechnung entgegen!"

„Fällt mir gar nicht ein! Das wär' ja noch schöner!"

„Aber ich kann doch nicht für alle quittieren!?"

„Lassen Sie sie doch auf dem Tisch liegen... Dort können's ja alle lesen!"

Dauernd kommen Mahnungen von der Hausverwaltung: Die Wohnung sei unsauber... Unhygienische Verhältnisse...

„Ich bin nicht unhygienisch, das ist der Salmanowitsch!"

„Dann sagen Sie's ihm doch...."

„Sagen Sie's doch selber...."

Nur nachts herrscht in der Wohnung verhältnismäßig Ruhe. Aber manchmal gehen die Türen und man hört halblautes Gemurmel: „Nicht einmal nachts hat man Ruhe, hol sie der Teufel!"

(Aus dem Russischen von Nina Stein.)

Auf Sardinenfang

Gellend heult die Sirene des kleinen Fischdampfers, um seine Besatzung zur Ausfahrt an Bord zu rufen. Die Abenddämmerung senkt sich bereits auf den kleinen südportugiesischen Hafen, während sich allmählich die an 70 Köpfe starke Mannschaft zusammenfindet. Schwer bepackt mit ihren Proviantkörben gehen die Leute an Bord, machen alles klar, um dann mit vielstimmigem Geschrei den Anker unseres Dampfers zu lichten. Endlich kommen wir in Fahrt, in langer Reihe die verschiedenen Beiboote hinterherschleppend.

Ganz plötzlich sinkt die Nacht auf uns nieder, da wir schließlich die hohe See gewinnen und mit Volldampf den Fischgründen zusteuern. Es ist Neumond und, dank der herrschenden Dunkelheit, die beste Gelegenheit zum Fischen. Das Meer fluoresziert stark — das Wasser brennt, wie die Fischer sagen. Vorn am Bug steht der „Patron" scharf die Meeresfläche beobachtend. Neben ihm läßt ein Matrose einen schweren Holzhammer in regelmäßigen Abständen auf die Reling niedersausen. Sollten wir uns plötzlich über einem Sardinenschwarm befinden, so würde die Erschütterung des Schlages genügen, um die Fische jäh auseinanderstieben zu lassen, wobei sie — dank dem Brennen des Wassers — sich silbrig bemerkbar machen.

Unsere Spannung steigt. Der Dampfer macht immer noch volle Fahrt. Wir sind bald zwei Meilen von der Küste entfernt. Dumpf dröhnen die Schläge des Hammers. Werden wir einen guten Fischzug tun?

Da plötzlich kommt Leben in die ganze Mannschaft. Der Patron glaubt einem Schwarm auf der Spur zu sein und befiehlt höchste Bereitschaft. Und mit einem Male befinden wir uns mitten über den Sardinen. Das Meer, das uns noch eben tiefschwarz umgab, scheint silbergrau geworden zu sein, denn der Fisch schwimmt eben unter der Oberfläche. Ein riesiger Schwarm ist es. Im Nu wird das Netz geworfen. Es liegt als unförmiger Berg, schichtweise gefaltet offen auf dem Achterschiff. Ein kleines Beiboot löst sich blitzschnell vom Dampfer und wirft Anker. Es hat den Beginn des Netzes an Bord. Der Dampfer fährt weiter, während das Netz, dank der geschickten Faltung, selbsttätig ins Wasser gleitet, so daß wir eine Netzwand hinter uns lassen. Dabei fahren wir einen Kreis und erreichen bald wieder das kleine Beiboot. Wir haben nun einen geschlossenen Netzkreis geschaffen, der bis zu 50 Meter in die Tiefe reicht und einen Durchmesser von gut 300 Metern haben mag. Es gilt nun zu eilen: hurtig beginnt die Winde des Dampfers zu arbeiten, um das Netz unten zusammen zu ziehen, so daß es bald einen Beutel bildet.

Der Patron begibt sich in ein Boot, das innerhalb des Netzes ausgesetzt wird. Jetzt naht der große Augenblick —: will er doch feststellen, ob der Zug geglückt ist, denn trotz der großen Schnelligkeit, mit der das Netz geworfen und geschlossen wird, besteht die Gefahr, daß die Sardinen durch eiliges Tauchen entschlüpfen konnten.

Wir haben Glück gehabt. Die Rufe des Patrons tönen aus der Dunkelheit zu uns herüber. Ein guter Fang. Die Mannschaft bricht in freudiges Geschrei aus, und nun beginnt die mühevollste Arbeit. Langsam holt die Dampfwinde das Netz heran, und jetzt begreifen wir auch die große Zahl der Besatzung. Alle stehen sie auf dem einen Bord des Dampfers, der sich tief zur Seite neigt, und beginnen das Netz mit den Händen wieder an Bord zu zerren. Lange dauert diese Arbeit bei der Größe des Netzes. Immer mehr verkleinert sich der Beutel, der noch im Wasser hängt. Jetzt kommen auch unsere Beiboote näher, Segler und Motorboote, die sich im Kreis um den Beutel legen. Petroleumfackeln werden entzündet. Das Netz beginnt zu leben. Es berstet von zappelnden Sardinen, die vergeblich einen Ausweg suchen.

Nun wird ein kleines Netz in das große geworfen und in ein Beiboot entleert. Tausende von silbrigen Fischleibern zappeln im Bauche des kleinen Seglers. Mehr und mehr füllt er sich, bis die Sicherheit gebietet, ihn nicht zu überladen. Das nächste Boot kommt an die Reihe. Bald sind alle beladen, aber immer noch enthält unser Netz Fische. Die Dampfpfeife beginnt zu tuten, als Zeichen, daß wir Fisch im Netz und Mangel an Booten haben. — Auch um uns herum heulen Sirenen —: andere Dampfer, die ebenfalls einen guten Fischzug machten. Endlich nähern sich einige kleine Segler, und wir können den Rest unseres Fanges sichern.

Jetzt kommt der Magen zu seinem Recht. Herrlich schmecken die im eigenen Fett gerösteten Sardinen, die wir mit Stolz als „selbst gefangen" verspeisen. Ist das Netz wieder ganz an Bord, so wird ein neuer Fischzug versucht, falls noch Zeit ist, denn das Morgengrauen ist bereits nahe. Wir werfen wohl das Netz, aber dieses Mal ohne Glück, ein paar Schollen sind das ganze Ergebnis. Wir dürfen aber wohl zufrieden sein mit unserem ersten Zug. In aller Herrgottsfühe laufen wir wieder in unseren Hafen ein, alle unsere Boote im Schlepptau, schwer beladen. Nun gehts zur Auktionshalle, wo die Fische der meistbietenden Sardinenfabrik zugeschlagen werden.

Der Mann mit dem Rachenkatarrh

Von Richard Euringer.

Ecke Lindwurmstraße stand ein Mann und verschenkte Spiegelchen. Reizende Reklame-Spiegelchen mit dem Aufdruck: Rosen-Drogerie.

Hahnepampel nahm sich. Er genierte sich ein wenig, aber hielt die Hand hin.

Er, der vierzig Jahre alt geworden ohne Spiegelchen, fühlte brennendes Interesse, sein Gesicht zu spiegeln. Seine Nase, seinen Schnurrbart, seine Nasolabialwarze. Schlug sich in die Anlagen, setzte sich auf eine Bank, zog das Ding aus dem Gilet und betrachtete sein Exterieur.

Ein erstaunlich unbekanntes, aber angenehmes Exterieur. Wirklich sehr sympathisch!

Hahnepampel zählte seine grauen Haare, Krähenfüße. Ja er sperrte seinen Rachen auf und betrachtete sein Interieur. Ein erstaunlich interessantes Interieur. Goldplomben und Stockzähne, eine Kleinigkeit Beefsteak, und die Zunge leicht belegt. Und das Zäpfchen, reizend: rot. Und die Rachenwand: gerötet. Und die Mandeln... — wie!...: gereizt!

Hahnepampel klappte zu. Sah um sich. Betroffen.

„Sie erlauben?" äugte er dem Nachbar in den Schlund, einem alten Herrn, der meinte: „Vielleicht rauchen Sie zuviel."

„Möglich."

Hahnepampel eilte. An den Stammtisch. Untersuchte die Kollegen, Kellner, Wirt, Büfettdame, Wasserbub und Spülmädchen

O Gott!

Hahnepampel sagte seinem Stammtisch auf. Gab das Rauchen dran, das Reden und das Trambahnfahren. Schützte sich vor Zug, vor kalten Füßen und vor Infektion der Schleimhäute durch Berührung fremder Schleimhäute.

„Küß mich!" schmulte Zizipee.

„Bist du wahnsinnig geworden?!" Hahnepampel löste die Verlobung. Dafür lief er bloßfüßig durch Tau. Holte sich den Schnupfen. Schwitzte. Packte sich in Pferdedecken, schlürfte Lindenblütentee, schluckte Aspirin und Azetylen. Aus der Rosen-Drogerie. Machte Prießnitz-Wickel, Billroth-Umschläge Pinselte, laxierte, inhalierte.

Mit wechselndem Erfolg. Schwand die Röte der Rachenwand, zeigte sich die Nasenschleimhaut wund. Schwoll die eine Mandel ab, schwoll bestimmt die andere an.

Hahnepampel konsultierte Zahnarzt, Arzt und Hebamme. Ließ sich operieren, neu plombieren, resezieren. Opferte die Halsmandeln, die Rachenmandeln und den liebgewordenen Polypen. Fragte das Spieglein in der Hand...

Rot. Gerötet. Gereizt.

Hahnepampel stöhnte. Gurgelte mit Wasserstoff (aus der Rosen-Drogerie), mit Muzidan und Kamillosan. Kaute Eukalyptus, schluckte seinen Tropfen Jod, löste sechserlei Pastillen und Tabletten teils in Tee, teils heißer Milch. Trank sein Emser Kränchen, machte Blutkuren und Fußtouren, kaufte sich Pelzbettstiefeletten, schauderte unter kalten Güssen und verbrühte sich den Rücken, transpirierte, frottierte, trainierte, massierte. Fragte das Spieglein in der Hand....

Rot. Gerötet. Gereizt.

„Klimawechsel!" riet der Facharzt.

Hahnepampel ausprobierte Hochgebirge Schnee und See. Aber das Spiegelchen sagte: nein. Rot. Gerötet. Gereizt.

„Heiraten!" befahl die Autorität.

Hahnepampel legte sich eine Frau zu. (Unter Vorbehalten.)

„Bist du glücklich?" fragte — auf der Hochzeitsreise — Zizipee.

„Ich glaube" — er sperrte den Rachen auf — aber das Spiegelchen meinte: nein.

Da nahm sie — „So hat das keinen Zweck!" — ihm den verflixten Spiegel weg. Sein schönes Spiegelchen!

Scheidungsgrund.

Wennschon: so ward der Mann gesund.

Der Weg ins Leihhaus

Untersuchung über die Umwertung der Werte.

Es ist eine vertrackte Sache um den Wert der Dinge. Ein Gegenstand, den man eben mit, sagen wir, 10 Mark bezahlt hat, ist in der nächsten Minute auf einmal nur noch einen Bruchteil dieser Summe wert. Es spielt bei dieser Erscheinung ein Geheimnis mit, das mit jenem vom Verhältnis zwischen Angebot und Nachfrage nicht zu verwechseln ist. Jedenfalls ist der Gang ins Leihhaus für jeden, der ihn gehen muß, eine schmerzhafte Unterrichtsstunde in kapitalistischer Wirtschaftspraxis.

Ich war kürzlich einmal in dieser Lage, d. h. ich brauchte Geld und hatte keins. Aber ich besaß einen hübschen Ring, von dem ich wußte, daß er einmal ziemlich teuer gewesen war. Ich beschloß daher, ihn zu versetzen. Und da Geldeswert ebenso anfeuernd wirkt wie bares Geld, machte ich mich fröhlichen Mutes auf ins Leihhaus.

Aber da zeigten sich bereits die ersten Schwierigkeiten.

Unglaublich, wie schwer es ist, ein Leihhaus zu betreten, wenn gerade jemand vor der Tür steht! Mich hielt eine Frau davon ab, die mich, wie ich mir einbildete, schon von weitem verdächtig musterte, als ob sie meine Geldklemme witterte. Es ging mir direkt gegen die Ehre, sie mit ansehen zu lassen, wie ich etwas versetzen mußte. Ich ging also hochmütig vorüber und wartete an der nächsten Ecke, bis die Luft wieder rein war. Als sie sich aber endlich wieder entfernte, kamen dafür ein paar junge Mädchen die Straße entlang, die begreiflicherweise noch viel weniger merken durften, was ich vorhatte. Erst nach Verlauf von zehn Minuten kam ein günstiger Augenblick, in welchem ich unbemerkt durch die diskret verhangene Eingangstür schlüpfen konnte.

Der Inhaber war ein älterer Mann mit unheimlich wissenden Augen, die gleichzeitig in Verlegenheit setzten und Mut machten. Wie ich mir vorgenommen, reichte ich ihm nachlässig den Ring hinüber und fragte, wieviel ich darauf bekommen könnte. Wortlos nahm er den Reif, klemmte eine Lupe ins Auge und begann ihn umständlich zu untersuchen. Bange wartete ich auf die Entscheidung. Es dauerte endlos lange, bis er die Lupe wieder abnahm und, den Ring in der flachen Hand wiegend, fragte: „Wieviel wollen Sie haben?" — „Ich dachte etwa 50," sagte ich heiser; das glaubte ich mit gutem Gewissen verlangen zu können, denn ein Juwelier hatte den Wert des Ringes einmal auf 75 bis 100 Mark geschätzt. Aber auf dem Gesicht des Pfandleihers ging bei dieser Summe eine geradezu erschreckende Veränderung vor sich: Erstaunen, Entrüstung, schließlich sanftes Mitleid. „Aber, lieber Herr!" erwiderte er nur vorwurfsvoll. — „Wieviel wollen Sie geben?" fragte ich verstehend und bedrückt. — „25, weil Sie es sind." — Mir wurde siedendheiß. „Ich brauche aber wenigstens 40." — „Unmöglich. Aber wenn es Ihnen zu wenig scheint, so hindert Sie ja nichts, es noch wo anders zu versuchen. Bitte sehr." Er gab mir lächelnd den Ring zurück, und kleinlaut schob ich ab.

Das war eine glatte Niederlage. Draußen aber faßte ich wieder Mut. Eigentlich unerhört, für das immerhin beträchtliche Wertstück einen solchen Bettel zu bieten! Aber vielleicht war der Mann auf solche Objekte nicht eingerichtet. Es hieß also weitersehen. 35 Mark mußte ich unbedingt haben. Oder mindestens 30. Das war aber die unterste Grenze.

In das nächste Leihhaus trat ich bereits ohne wesentliche Hemmungen ein. Noch erfüllte mich Kampfstimmung. „Bitte, wieviel geben Sie für diesen Ring, auf einige Tage?" fragte ich mit neuer Energie. — Dieselbe Untersuchung mit der Lupe, dasselbe Abwiegen in der flachen Hand. Dann kurz und trocken: „Höchstens 20 Mark. — „Zu wenig. Danke sehr." — „Adieu, mein Herr."

Im dritten Leihhause bot man 18 Mark, im vierten 15. — Mein Mut sank immer tiefer und machte abgründiger Verzweiflung Platz. 12 Mark — 10 Mark — 8 Mark...

Je bescheidener ich wurde, desto tiefer sank der Wert des Ringes. Hatten denn sämtliche Pfandleiher der Gegend sich verständigt, mich immer schäbiger zu drücken? Und es wurde noch schlimmer. Man untersuchte den Ring gar nicht mehr, sah ihn an, zuckte die Achseln. Der letzte hatte sogar die Kaltblütigkeit, verächtlich zu sagen: „Tinnef!" Und feixte mir nach, als ich schweigend abzog. Bestaubt, müde, gedemütigt schlich ich dahin und knabberte an dem hoffnungslosen Problem, das so plötzlich vor mir aufgestiegen war: Was ist „Wert"? Anscheinend gab es sowas überhaupt nicht, wenn man etwas verkaufen oder versetzen mußte. Jedenfalls schien es aber in solchem Fall unmöglich, den Wert eines Gegenstandes genau festzulegen, da er so haltlos zwischen zu wenig und gar nichts schwankte!

Am Ende meiner Pilgerfahrt zweifelte ich nicht nur an meinem Ring, sondern auch an mir selbst und an der ganzen Menschheit. Heruntergekommen, abgehetzt, zermürbt landete ich schließlich wieder bei dem ersten Pfandleiher, voller Angst, ob er sein glänzendes Angebot auch jetzt noch aufrechterhalten würde.

Schüchtern trat ich ein und wurde wieder von den wissenden Augen begrüßt, die inzwischen aber noch unendlich wissender geworden waren. Zweifellos erriet der Mann, was ich in diesen Stunden durchgemacht hatte. Schweigend legte er Geld und Pfandschein auf den Tisch, und ich — ich hätte ihm am liebsten die Hand gedrückt für seine unfaßbare Großmut.

Seitdem habe ich einen unfehlbaren Wertmesser für den Fall, daß ich wieder einmal etwas versetzen muß: Im besten Fall die Hälfte von dem, was ich nötig habe, wahrscheinlich aber noch viel weniger! Das scheint ein Naturgesetz zu sein und nicht zu ändern.

Peter Polter.

Der Herr Direktor unterhält sich mit seinen Arbeitern

„Achtstundentag?? Meine Herren, ich habe mich zehn, elf — ach, was red' ich da, zwölf, dreizehn Stunden täglich habe ich mich abzurackern! Habe zu schuften bis in die Nacht hinein! Und was springt dabei 'raus? Ich sage Ihnen, nischt springt dabei 'raus! Die paar Kröten, die man hat, für die Hundsarbeit, ach, ich sage Ihnen, verzweifeln könnt' man manchmal...!"

Und da sagte ein alter Arbeiter: „Wir glauben Ihnen jedes Wort, Herr Direktor! Und weil wir das gar nicht mehr mit ansehen können, wie auch Sie sich schinden und plagen müssen für nichts und wieder nichts — sehen Sie, deshalb wollen wir ja auch endlich Schluß machen mit dieser ganzen kapitalistischen Wirtschaft!"

(„Der wahre Jacob.")

Ein Schatten der Vergangenheit

Novelle von Aage Madelunz.

Wer er in Wirklichkeit war, ist ganz gleichgültig. Er saß im Norderpreß und las im „l'Auto". Er hatte ganz bestimmt keine Ahnung von den edleren Teilen eines Autos, aber gesprächsweise beherrschte er das Thema „Auto" überraschend gut.

Der Harmonikazug spielte seine sausende Melodie. Er stieg über Brücken und versank in Bergen, legte viele Kilometer in der Stunde zurück. Der Reisende legte „l'Auto" fort und betrachtete mit einem seltsam harten Blick Schlösser und Fabriken und niedrige Arbeiterhütten, an denen der Zug vorbeiraste...

— Die Menschen haben keinen Gerechtigkeitssinn. Nur die Macht wird anerkannt — die harte Faust. Darum müssen wir Macht gebrauchen! Darum schleudern wir unser flammendes Todessignal in die kalte nüchterne Schrift der Menschheitsgeschichte... Die gekränkte Gerechtigkeit ist unsere Mutter. Das dumpfe Murren des Volkes unsere Triebfeder. Wir leben namenlos — namenlos lassen wir unser Leben wie Räuber auf der Richtstätte. —

Er schloß die Augen. —

Habe ich vielleicht geraubt? Nein, ich habe nur gemordet, um des Lebens willen gemordet — im Namen der Menschlichkeit, im Namen der vielen ohne Namen. Und ich will auch weiterhin morden, will weiterhin verhaßte Menschen auslöschen — bis ich selbst getilgt werde. —

Plötzlich blickte er auf. Er betrachtete die zwei Mitreisenden ihm gegenüber. Die waren ihm aber vollständig gleichgültig, und sein Gesicht nahm wieder jenen undurchdringenden, teilnahmslosen Ausdruck an.

Während einer Woche hatte er in den verschiedensten Aufmachungen, unter den verschiedensten Namen das Land durchquert. Zufällig hatte er dabei sein Inkognito verraten, worauf er zum Gegenstand einer internationalen Klappjagd geworden war. Denn er trug in Wirklichkeit einen Namen, mit dem man in gewissen Familien Kinder und Erwachsene in Schrecken jagte. Auf der ganzen Welt besaßen die Repräsentanten seiner Regierung ein Bild von ihm und genaue Anweisung darüber, wie sie mit ihm verfahren sollten, falls... Ehrenzeichen und Reichtümer waren auf seinen Kopf gesetzt — also genug Anlaß, um ihn zu jagen. Nachdem er sorgfältig Toilette gemacht hatte, begab er sich in den Speisewagen. Alle Tische waren besetzt, aber an einem saßen nur zwei Kinder. Da war also Platz.

Mit einer leichten Verbeugung setzte er sich gerade den Kindern gegenüber. Es waren ein Junge von etwa dreizehn Jahren und ein Mädel von zwölf.

Er saß stumm und in sich gekehrt da, bis seine Aufmerksamkeit plötzlich durch eine Stimme erregt wurde:

„Niemand glaubt, daß wir verheiratet sind. Niemand glaubt es," wiederholte die Stimme in jenem feinen internationalen Französisch.

„Du solltest wirklich eine Sprache sprechen, die niemand versteht", erwiderte eine andere Stimme in demselben reinen Französisch, das die ursprüngliche Nationalität nicht verriet. Der Klang dieser Stimme war so weich und zart, daß der Reisende die Kinder betrachtete und begriff, daß sie es waren, die sprachen.

„Niemand glaubt, daß wir verheiratet sind," sagte der Junge auf Polnisch, und man konnte sehen, daß es ihm Spaß machte, diesen Satz zu wiederholen.

„Du solltest wirklich eine Sprache reden, die man nicht versteht," sagte sie errötend und bemühte sich, ihre Verwirrtheit zu bekämpfen. Als der Junge aber dasselbe auf Russisch wiederholte, konnte sie sich nicht mehr beherrschen. Sie drehte sich um und sagte zu einer Dame, die ihr den Rücken zuwandte und am nächsten Tische saß:

„Er neckt mich, Mutter, und sagt etwas, das mich kompromittieren kann." Die Mutter wandte sich halb um:

„Ein ritterlicher Mann bringt seine Dame niemals in Verlegenheit." Aber die Kinder waren eben noch Kinder, obzwar sie in ihrer ganzen Art erwachsener waren als die meisten Erwachsenen. Sie saßen beleidigt da und taten, als ob sie einander nicht beachteten. Als aber das Schweigen zwischen ihnen gar zu drückend wurde und sich dem Punkt näherte, an dem zwei Menschen, die aus Trotz schweigen, sich nicht länger beherrschen können, sagte der Junge:

„Als der Graf Samilsky dir den Hof machte, habe ich dich nicht geneckt." Das Mädchen konnte nicht antworten, da der Reisende, der nicht länger Zeuge der Vertraulichkeiten der Kinder sein wollte, sie auf Polnisch unterbrach:

„Ach bitte, würden Sie mir vielleicht das Salzfaß reichen!" Schnell und forschend sahen sie ihn an, und das Mädchen errötete so hilflos und rührend, daß sie ihr ganzes Gesicht im Taschentuch versteckte. Der Junge aber reichte dem Fremden das Salzfaß und wurde schnell Herr seiner Verlegenheit. Er beugte sich ein wenig vor und sagte mit feinem Lächeln:

„Ich hoffe, daß wir Sie mit unserem „kindischen Unsinn" nicht zu sehr gelangweilt haben."

„Kindisch?"

Der Junge fuhr fort: „Wie angenehm, Landsleute zu treffen. Sie kommen wohl auch aus Paris wie wir? Wohnten Sie dort auch im Continental? Wir ziehen eigentlich das „Grand Hotel" vor."

„Nein, ich habe meine eigene Wohnung," sagte der Fremde ernst.

„Liegen Ihre Güter in Kronland oder in Litauen?"

„Nein, ich habe weder hier noch dort Güter — ich bin Ingenieur."

„So..."

„Mein Name ist Lewinsky," bemerkte der Fremde. „Mit wem habe ich die Ehre?"

„Fürst Radziwill."

„Entschuldigen Sie bitte, entschuldigen Sie die Frage. Sind Sie bereits verheiratet?"

Der Junge schwieg eine Weile und deutete dann mit einer ausgesucht ehrerbietigen Handbewegung auf seine Dame:

„Fürstin Monguschko."

Der Reisende begrüßte die kleine Fürstin ehrerbietig, wähwährend diese ihn so durchaus ladylike anlächelte, als sei sie eine gefeierte Schönheit. Niemand bemerkte den Schatten, der über das Gesicht des Fremden glitt.

„Wenn ich nicht irre, diente vor einer Reihe von Jahren ein Fürst Monguschko dem Zarenreiche als Stadthalter," sagte er kühl und begriff erst in diesem Augenblick, wohin diese Bemerkung hinführen mußte. Die Kinder wurden so bleich und ernst.

„Verzeihen Sie, falls ich ein peinliches Thema berührt haben sollte."

Der Junge sah dem Fremden hart in die Augen:

„Kannten Sie den Fürsten?"

„Ja — ich entsinne mich eben gerade, daß ich einmal mit ihm zu tun hatte..., eine Angelegenheit in der Fabrik... sonderbar... bald darauf starb der Fürst — übrigens merkwürdig, daß er den Russen dienen mochte."

Der Junge betrachtete das Mädchen teilnahmsvoll.

„Die ganze Familie des Fürsten wendete sich aus diesem Grunde von ihm ab, auch die Fürstin und seine Tochter."

„Hatte er Kinder?"

Der Junge schwieg.

Die kleine Fürstin sagte zitternd und bleich: „Ich bin seine Tochter."

„Es tut mir wirklich leid, so schmerzliche Erinnerungen wachgerufen zu haben, ich wußte aber nicht, daß der Fürst Kinder hatte."

„Das haben die, die ihn ermordeten, scheinbar auch nicht gewußt, sonst hätten sie es wohl nicht getan," sagte die kleine Fürstin.

„Das ist schwer zu beurteilen, die näheren Umstände seiner Ermordung wurden wohl überhaupt nicht ganz aufgeklärt?"

„Nein — wir haben nur ein Bild des vermeintlichen Mörders erhalten, meine Mutter wollte es haben."

„Demnach müssen Sie ja den Mann wiedererkennen können, und Sie müssen ihn verhaften lassen, wo Sie ihn immer treffen. Das ist seltsam und sehr traurig."

Das kleine Mädchen erhob ihr blasses Gesicht und blickte den Fremden an, als ob sie etwas sagen wollte, sie vergaß es aber scheinbar und starrte ihn nur an. Ihre Blicke lagen fest und suchend ineinander — als nach und nach ein Ausdruck des Entsetzens in ihre Augen trat, wurde er bleicher und bleicher. Ihre Lippen zuckten schwach. Plötzlich fing sie an zu schluchzen. Erst ganz leise. Dann stärker, bis sie den Kopf schwer auf den Tisch fallen ließ. Der Junge und die Verwandten vom Nebentisch bemühten sich gleich um sie. Auch der Fremde erhob sich, langsam, zögernd, als ob er etwas tun, etwas sagen wollte, um das weinende Kind zu trösten. Er fand aber keine Worte und ging langsam in sein Abteil zurück.

Kurz darauf hielt der Expreß an einer großen Station. Der Reisende sprang mit seiner Handtasche auf den Bahnsteig und ging nach der Sperre.

Schon von weitem sah er zwei Herren neben dem Billetteur stehen, die jeden einzelnen, der passierte, aufmerksam betrachteten. Der Reisende aber beachtete sie nicht, er sah sie nicht einmal an, als er seine Fahrkarte vorzeigte, und tat ganz desinteressiert, weshalb sie sich auch nicht um ihn kümmerten.

Die kleine Fürstin hatte ihn nicht verraten...

Wann, wo und was Sarrasani in Gleiwitz aufbaut

Trotz mannigfaltiger Schwierigkeiten wird Sarrasani am Montag, den 20. August in Gleiwitz seine Eröffnungsvorstellung geben. Er baut auf dem Exerzierplatze, der groß genug ist für das Riesenunternehmen und seiner Beschaffenheit nach völlige Sicherheit für die Verankerung der riesigen Zelte und der Sitzeinrichtung für 10 000 Personen bietet. Ueber das, was Sarrasani in Gleiwitz zeigen wird, wird in der Stadt und deren Umgebung schon viel gesprochen und noch mehr vermutet. Es ist bei der persönlichen Eigenart der Sarrasani-Schau schwer, mit Worten zu schildern, welcher zauberhafte Glanz über allen Darbietungen liegt; das Eine aber kann schon vorweg gesagt werden, daß bei Sarrasani alles anders ist, wie bei den anderen, daß Niemand seine Eigenart kopieren kann. Wer hundert Zirkusvorstellungen gesehen hat, weiß deshalb immer noch nicht, was gerade Sarrasanis Zirkus ist. In einer einzigen Riesenmanege, der größten der Welt, bringt Sarrasani immer gleich ganze Truppen exotischer Künstler, die anderen einzelnen oder höchstens zu Dreien, Vieren auftreten. Bei Sarrasani aber sieht man als eine Nummer 30 Chinesen, dazu 60 tanzende Chinesenmädel; eine indische Szene mit hundert mitwirkenden Gauklern, Akrobaten, Schlangentänzerinnen, Fakiren, Amazonen, Tataren und Kalmücken; einen japanischen Akt mit zwanzig der besten Artisten des fernen Ostens, darunter die weltberühmten Schrägseilläufer, die man in Europa, außer bei Sarrasani nicht zu sehen bekommt. Die Krone der Sarrasanischen Massenszenen ist „Wild-West" mit echten amerikanischen Indianern unter Häuptling „Weißer Büffel", Cowboys, Cowgirls, Rauhreitern, dem besonders schönen Indianerballett. An Tiergruppen bringt Sarrasani 22 indische Elefanten (vorgeführt von Direktor Hans Stosch-Sarrasani persönlich), 17 Sudanlöwen, 14 Königstigern, 12 Polarbären, Pferdegruppen unter Meister Schumanns klassischem Peitschenschlag. Eine besondere Kuriosität ist das in der Hohen Schule gerittene Kamel unter Meyer-Florio, während die Hohe Schule des Pferdes von Burkhardt-Footitt, dem letzten des großen Reitergeschlechtes, gezeigt wird. Bemerkt sei in diesem kurzen Hinweis nur noch, daß die Presse aller Länder, also nicht Sarrasani selbst, schreibt: Einzigartig ist die „Schönste Schau zweier Welten" Sarrasanis. Am 20. August wird Sarrasani in Gleiwitz eintreffen und eröffnen. Gleiwitz soll selber sehen und urteilen.

Von Gleiwitz wird Sarrasani weiterhin in schnellem Tempo durch Oberschlesien ziehen und in folgenden Städten gastieren: Hindenburg 27. August bis 2. September; Beuthen 3. bis 9. September; Oppeln 10. bis 13. September.

Eisbeinessen in Tokio

Von W. K. v. Nohara.

Eines Tages sagt man sich: „Zum Teufel mit Seetang und rohen Fischfilets, zum Teufel mit Polypensalat und Seeohrragout — jetzt will ich mal ein Eisbein essen und ein Glas Bier dazu trinken!" — Dieser Zustand kommt einem immer nach wenigen Wochen in Japan an, selbst wenn man zu Hause nicht daran denken würde, Eisbein anzurühren — er kommt einen unweigerlich an, weil nach all den delikaten halbrohen und nur leicht angeschmorten Speisen ein Eisbein als Inbegriff deutscher Solidität und Deftigkeit erscheint.

Man begibt sich also in eines der „German Style Restaurants", die es in Tokio gibt, man steigt eine Treppe hinunter, denn — wahrhaftig! — das Restaurant liegt stilgemäß in einem der vier oder fünf Keller, die ganz Tokio aufzuweisen hat, ist gekachelt und riecht, wie sich das gehört, durchdringend nach Bier und Zigarren. Immerhin ist es eine schlanke „Nesan" im himmelblauen Kimono mit Schmetterlingsschleife, die einem die Speisekarte vorlegt: Da gibt es Linsensuppe mit Speck, Sauerkraut mit Frankfurter Würstchen, Tournedos a la Kempinski („Kempinsuki" sagt der Japaner und erinnert sich träumerisch vergangener Studientage in Berlin) und — richtig! — Eisbein mit Sauerkohl.

Die Nesan notiert: „Ein Eisubein." Denn zwei Konsonanten hintereinander kann sie nicht aussprechen. Und ob es auch O-Bier sein dürfte, ehrenwertes Bier?

„Jawohl, eine Flasche ehrenwertes Bier."

„Hei! Es gibt Furanschisukanern und Holsuten." Und es dauert eine Viertelstunde, bis man „Franziskaner" und „Holsten" verstanden hat.

„Weiß oder schwarz?" — denn so nennen sie drüben hell und dunkel. — Graziös in den Knien einknickend, rauscht sie fort, und wenn sie wiederkommt, bricht sie fast zusammen unter der Last des Eisbeins, das sie mit beiden Händen auf einer riesigen versilberten Platte hereinträgt.

Ein Student am Nebentisch erkundigt sich, was das sei, was der Herr da esse. Und wichtig, mit ernstem Gesicht erklärt sie ihm das wäre das Nationalgericht der Doitsu-Dschin, der Menschen in Deutschland; es wären Hufe von Schweinen, nicht ganz Hufe, aber so ungefähr, und das Zeug, das wie Seetang aussähe, wäre sauer gewordenes Gras, schmeckte aber lange nicht so wie Seetang — —

Eine merkwürdige Vorstellung von Deutschland kriegt der Student.

An allen Tischen sitzen junge Leute, die sich „auf Deutschland trainieren"; da wird Erbsenpuree mit Zucker bestreut und mit Löffeln geschaufelt, da werden Brötchen kunstgerecht mit Gabel und Messer zerlegt, da wird aus Fingerbowls getrunken und gegurgelt, da nippt man O-Bier aus kleinen Gläsern, wie man Wein trinkt.

Denn O-Bier ist ein nobles Getränk hier draußen, viel vornehmer und fortschrittlicher als Sakee, der alte Reiswein. Die ¾-Liter-Flasche einheimisches (übrigens ausgezeichnetes) Bier kostet 1.20 M., deutsches Bier etwa 2 M. bis 2,50. Daneben gibt es neuerdings „rohes Bier", Faßbier, das in gläsernen Karaffen serviert wird. Vom Bier kriegen die Japaner, die sonst Sakee in jeder Menge vertragen können, gleich einen roten Kopf, wiegen sich hin und her, schließen die Augen und träumen von Deutschland, von deutschem Bier und von den „wunderschönen" wasserstoffblonden Mädchen vom Tauentzien und vom Bayerischen Platz.

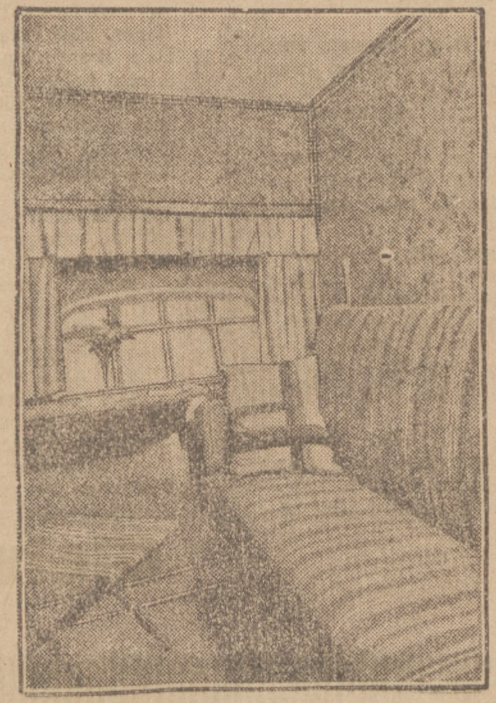
Die „alten Deutschlandroutiniers" erzählen in vorgerückter Stimmung aus ihrer Studentenzeit und lassen die Jungen Sätze auswendig lernen, wie: „Saufen ist das Allerbeste", oder „Bummeln, Bummeln, das ist schön", „Ich, meiner, mir, mich, du, deiner, dir, dich", die man als Deutscher bei erster Bekanntschaft mit Japanern gleich stolz vorgetragen bekommt.

Man bittet die Nesan um die Rechnung; ganz wie in Berlin werden 10 Prozent für die Bedienung erhoben; legt man aber noch ein kleines Trinkgeld hinzu, so läuft sie einem auf die Straße nach und drängt einem das Geld heftig wieder auf.

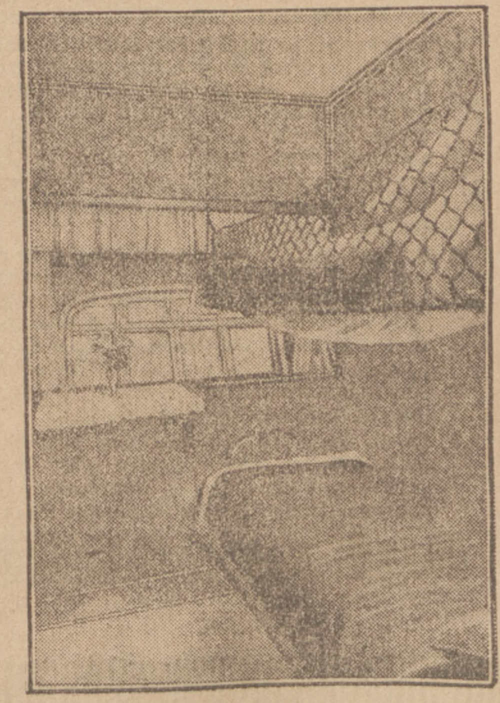
„Nein, 10 Prozent Tip waren inbegriffen." — Und das ist nun wieder nicht ganz so wie in Berlin.

Vom neuen Zeppelin

Das neue deutsche Riesenluftschiff „Graf Zeppelin" geht in der Friedrichshafener Werft seiner endgültigen Fertigstellung entgegen. Die ersten Probeflüge werden noch Ende dieses Monats stattfinden



Passagierkabine bei Tage.

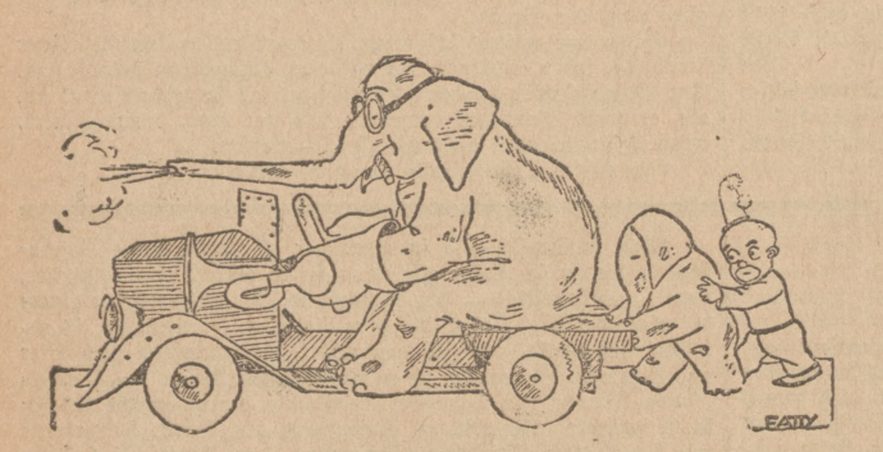


Dieselbe Kabine, als Schlafraum hergerichtet.

Sarrasani und seine Elefanten.

Von Gustav von Hahnke.

Bei Sarrasanis Elefanten! Zwischen 23 und 24 Uhr. Eigentlich eine sonderbare Zeit, um Besuch zu machen bei dem alten Geschlecht derer von Rüsselsheim, und doch Empfangszeit. Es ist ja auch hier im Gezelt der großen 24köpfigen Elefantenherde Abbaunacht. Da stehen sie nun in langer Reihe, ein interessanter Anblick, angefangen von dem niedlichen Baby bis zur hochrückigen Jenny, eine graue Masse von Ungeheuern und doch mit verschiedenen Gesichtern. Aber alles weibliche Tiere! Man gibt mir die Erklärung, daß die männlichen Tiere in der Brunstzeit oft unberechenbar werden und dann derart wild sein können, daß sie ihren eigenen Herrn nicht mehr erkennen. Der letzte



männliche Zirkuselefant, den Hans Stosch-Sarrasani hatte, ist ihm ebenfalls zu Leibe gegangen und hat seinem Herrn übel mitgespielt.

Hans Stosch-Sarrasani — wohl selten hat es einen Forscher gegeben, der tiefer und liebevoller in

die wahrhaft geheimnisvolle Psyche dieser Urwaldriesen

eingedrungen ist — ist einer von den ganz wenigen, der lebend den Füßen eines wütenden Elefanten entkam. Wißbegierig, auch hierüber etwas zu hören, bitte ich den Oberwärter, mir dies Geheimnis preiszugeben, und während ich selbst behaglich auf einem Heubündel liegend des Moments harre, Sarrasani zu sehen, und während „Prinzeß" mir einen „Elefantenkuß" aufzudrücken versucht, beginnt er:

„Urplötzlich, ohne jedes vorangegangene Zeichen einer Mißstimmung, stürzte sich das gewaltigste der Tiere während der Abendvorstellung auf den Direktor, hob ihn mit dem Rüssel in die Höhe und schleuderte ihn etwa sechs Meter weit über den Rand der Manege. Sarrasani fühlte sofort den stechenden Schmerz eines Schulterblattbruches, und ehe er noch den Versuch machen konnte, sich in Sicherheitheit zu bringen, hatte sich der Angreifer seiner wieder bemächtigt und zog ihn am Bein in die Manege zurück, wo er ihn mit Rüssel und Füßen zu bearbeiten begann. Bei schwindendem Bewußtsein sah unser Direktor noch den gewaltigen Fuß des Dickhäuters wenige Zentimeter über seinem Haupte zum Stoß bereit. Aber oft genug hatte er dem Unheil und dem Leben mit seinem harten



Schädel getrotzt — eine letzte verzweifelte Bewegung, Millimeter nur, aber sie genügte, daß der furchtbare Tritt nicht tödlich wirkte. — Aber wieder wandte der graue Koloß, der genau merkte, daß sein Werk noch nicht vollendet war, sich seinem Opfer zu. Gelähmt vor Entsetzen standen selbst die mutigsten Leute Sarrasanis, ohne tatkräftige Hilfe zu leisten . . . Da, im allerletzten Augenblick,

wirft sich eine hohe Frauengestalt dem rasenden Untier entgegen

und ein mit der Kraft der Verzweiflung geführter Hieb mit dem schweren Elefantenhaken wider die Stirn des rasenden Tieres läßt es einen Augenblick stutzen, um sich dann dem neuen Angreifer zuzuwenden, — ein Augenblick, der den anderen genügt, Sarrasani in Sicherheit zu bringen.

Nur größte Hingabe und Liebe vermag Menschengeist diesen Mut und diese sekundenschnelle Tatkraft vermag Menschenhand solche gigantische Kraft zu verleihen. Maria Stosch-Sarrasani hatte ihrem Gatten das Leben gerettet! — Und seltsam, aber typisch für die Eigenart des Elefanten — einen Augenblick steht das Tier noch mit hocherhobenem Rüssel, furcht- und grauenerregend in seiner sinnlosen Wut. Ein kurzes Schütteln geht durch seinen Riesenleib und dann ist er wieder brav und freundlich." — Schritte nahen und eine scharfe Kommandostimme befiehlt: „Alles losmachen, bis auf „Rosa!" Ich springe auf.

Es ist der Mann, von dem wir eben noch sprachen,

Hans Stosch-Sarrasani! mit seinem Stabe: Pressechef, Betriebsleiter und Oberstallmeister. Man stellt mich ihm als pommerschen Journalisten vor. Freundlich schüttelt er mir die Hand und für die nächsten Minuten habe ich Gelegenheit, in das Wesen dieses liebenswürdigen Selfmademan einzudringen. Dieser Mann, der die schönsten Schlösser und Villen der Erde sein eigen nennen könnte, er hat es vorgezogen, im schlichten Wohnwagen inmitten seiner bunten Zeltstadt zu verweilen. Ob in Wattenscheid, Rio de Janeiro oder La Coruna, stets befindet sich seine Wohnung neben dem Elefantenstall. Jahraus und jahrein begleitet er regelmäßig seine Elefantenherde auf dem Wege zum Güterbahnhof und führt hierbei speziell die „Rosa". Auch das hat seine Begründung. Die „Rosa" ist nämlich ein besonders „liebes" Tier, das bereits zwei Menschenleben auf dem Gewissen hat.

Eben noch zeigt der Direktor voll Stolz in unserem engen Kreise ein Telegramm dankbaren Gedenkens, das der Inhaber der „La Nacion", der größten Zeitung Südamerikas, an ihn gerichtet hat, da meldet schon der Oberwärter, daß „Alles fertig", und Sarrasani zieht mit seiner nicht endenwollenden Elefantenherde davon. Er ist der erste und letzte Arbeiter seiner rollenden Großindustrie. Von früh bis spät waltet er seines Amtes und es ist gewiß nicht die erste Abbaunacht, in deren frühem Morgengrauen man ihn fröstelnd auf den Stufen seiner Behausung sitzen und seinen Kaffee aus der Thermosflasche trinken sieht. Das macht er nun schon 26 Jahre. Warum? Weil der Dämon der Arbeit ihn treibt!

Freigewerkschaftliche Rundschau

Auf zur Agitation!

Während die Gewerkschaften bemüht sind, die Lohnverhandlungen zu einem günstigen Abschluß zu bringen, vollzieht sich in der oberschlesischen Industrie ein Wechsel oder besser gesagt eine Kapitalsverschiebung, deren Folgen wiederum die Arbeiterklasse zu tragen haben wird. Wir wollen nicht auf die heikle Frage eingehen, wieweit dabei gerade der deutsche Arbeiter betroffen wird, uns interessiert mehr die wirtschaftliche Seite und da ist mit Sicherheit festzustellen, daß durch die Uebernahme der Industriewerke, wenigstens Teile von ihnen, durch die Amerikaner für die Arbeiterklasse neue Aufgaben entstehen. Es ist uns aus vielfachen Verhandlungen bekannt, daß die Arbeiterklasse infolge Kapitalmangels in der polnischen Industrie der Hauptleidtragende ist. Seit Jahren werden nur geringe Investitionen in den Betrieben gemacht, was zur Folge hat, daß die Betriebe nicht genügend leistungsfähig sind und darum auch in ihrer Kalkulation bedeutend teurer sind, als andere Beherrscher des Wirtschaftsmarktes. So wird der polnischen Exportproduktion eine Schranke gesetzt, die man durch Niedrighaltung der Löhne ausgleichen will, beziehungsweise auf Kosten der Arbeiterschaft die Aktiendividenden einholen will. Diese Tatsache ist zur Genüge bekannt. Nun soll der Harriman-Konzern neben Gieisches Erben, noch andere Werke übernehmen und wie es seitens der polnischen Presse behauptet wird, einige Millionen Dollar in die Betriebe investieren. Dieser Schritt muß innerhalb der Arbeiterschaft lebhaft begrüßen werden, wenn die Regierung auch fähig war, bei Abschluß der Verträge mit Harriman auch die Rechte der Arbeiterschaft zu sichern. Und hier sieht es sehr traurig aus, wenn man bedenkt, wie bisher ausländisches Kapital in Polen gearbeitet hat. Die ausländischen Geldgeber investieren ihre Kapitalien bestimmt nicht zu dem Zweck, um Polens Aufbau zu fördern, sondern mit Hilfe ihrer Einlagen nach Möglichkeit in kürzester Zeit die höchsten Gewinne zu erzielen, also mehr Kapital aus Polen herauszuholen, als man an Zinsen für die Kapitalsanlage im eigenen Lande erhalten kann. Aber bis zur Stunde haben wir nichts gehört, daß sich dieser Tatsache auch die Gewerkschaften annehmen und bei der Regierung anfragen, inwieweit man den Amerikanern auf sozialpolitischem Gebiete Zugeständnisse gemacht hat. Die Gewerkschaften bemühen sich im Augenblick mehr den Streit vom Zaun zu brechen, ob man Mitglied der Arbeitsgemeinschaft sein soll oder nicht, während sich in aller Oeffentlichkeit eine Umgestaltung der polnischen Wirtschaft vollzieht, der man gar kein Augenmerk schenkt.

Die gewerkschaftliche Arbeit hängt von der Prosperität der Wirtschaft ab. Und die mangelhaften Erfolge unserer Gewerkschaften in Polnisch-Oberschlesien sind nicht nur auf eine fehlerhafte Taktik zurückzuführen, sondern vornehmlich auch auf die Wirtschaftskrise, die es den Kapitalisten so leicht macht, alle berechtigten Forderungen der Arbeiter unter ständiger Assistenz der Regierung einfach abzuweisen. Nun tritt ein neues Moment durch die sogenannte Amerikanisierung in Erscheinung. Sie wird weit gefährlicher sein, als das, was man so landläufig Nationalisierung der Betriebe genannt hat und deren Folgen die Arbeiter genügend zu spüren bekamen. Denn Amerikanisierung der oberschlesischen Werke bedeutet, wenn man die Harrimanschen Methoden studiert hat, nichts anderes, als eine Zusammenlegung, technische Ausgestaltung einzelner Betriebe und durch diese technische Vervollkommnung gleichzeitig massenweise Entlassung von Arbeitern. Man wird unsere Voraussage gewiß mit einigen Bedenken abweisen, aber sie bleibt trotzdem wahr, wenn die Amerikanisierung erst die richtige Form angenommen hat. Man wird keine Riesenmittel in die Betriebe investieren ohne nicht gleichzeitig minderwertige Betriebe nicht zu schließen und dadurch auch Arbeiter aufs Pflaster setzen. Wenn sich diese Dinge bereits vollzogen haben, erscheint es uns höchst überflüssig, dann noch gewerkschaftliche Aktionen gegen die Harriman-Amerikanisierung zu unternehmen.

Man wird uns entgegenhalten, daß dies doch nicht gewerkschaftliche Aufgabe ist, sich in Unterhandlungen einzumischen, die die Regierung betreibt. Das ist auch nicht beabsichtigt. Aber weil es sich hier um eine Reihe von vitalsten Arbeiterrechten handelt, darum ist es notwendig, die Regierung schon heut zu fragen, wieweit durch das Harrimanabkommen auch die sozialpolitische Seite der ganzen Angelegenheit berührt wird. Diese Frage ist um so berechtigter, als man weiß, daß die amerikanischen Geldgeber Arbeiterfragen ganz vom Gesichtspunkte amerikanischer Verhältnisse betrachten und wie es mit der Sozialpolitik in Amerika bestellt ist, wissen unsere Leser aus manchen Berichten, die der „Volkswille“ gebracht hat. Die heutigen Zustände bei Gieisches Erbe, dort wo Harriman bereits seine Hand im Spiel hat, sind genügend bekannt. Allerdings wird dort eine kluge Handhabung des „Amerikanismus“ betrieben, indem nicht die Amerikaner die Schikanen durchzuführen haben, sondern die überläßt man gnädigst den polnischen Direktoren, die dann des Guten aber auch zuviel tun. Wie leicht man sich da über die garantierten Rechte des Betriebsrätegesetzes hinwegsetzt, ist hinlänglich bekannt, als daß darüber noch Worte zu verlieren wären. Und hier müssen die Gewerkschaften auf der Hut sein, wenn sie in Zukunft nicht ganz ausgeschaltet werden sollen. Der Hand in Hand mit dem Einfluß in den Werken, geht auch die Macht über bezüglich des Arbeitgeberverbandes und wie dann Lohnverhandlungen durchgesetzt werden sollen, ist eine außerordentlich dringende Frage, die nicht erst nachgeprüft werden soll, wenn es zu spät ist. So entstehen durch die Amerikanisierung eine Reihe von Aufgaben, die ernsthaft schon heut zu erwägen sind.

Aber aus dem hier Geschilderten, werden auch die Arbeiter ersehen, daß die Leistungen nicht von den Gewerkschaften selbst erledigt werden können. Und da bietet dieser Umstand doch wieder Gelegenheit, den Arbeitern begreiflich zu machen, wie notwendig gerade jetzt eine starke Gewerkschaft ist. Nicht darum handelt es sich, durch Austritt aus der Arbeitsgemeinschaft zu zeigen, daß man recht radikal ist, sondern darum, wie werden die Rechte der Arbeiterklasse am besten geschützt. Daß nur völlige Einigkeit über Mittel und Weg den Erfolg sichert, soll nicht wiederholt werden. Nicht darum ob mit oder ohne Arbeitsgemeinschaft, deren Befürworter wir in ihrem heutigen Zustand nicht sind, sondern wie erzielen wir den besten Erfolg bei der Regierung beim oder noch vor Abschluß der Harrimanverträge. Man wird uns entgegenhalten, daß die Sachen noch nicht spruchreif sind. Auch das ist uns bekannt; aber wenn sie erst spruchreif sind, wird es auch zu spät sein, noch eingreifen zu können. An den Arbeitern aber liegt es, sich feste und finanzkräftige Organisationen zu schaffen, daß auch Wirtschaftskämpfe erfolgreich ausgetragen werden können. Unsere heutige Gewerkschaftsbewegung krankt daran, daß nur die intelligenten und geschulten Arbeiter Mitglieder sind, während ihr Tausende noch fernstehen, die die sogenannte Reservearmee bilden und bei Kämpfen den Streikenden in den Rücken fallen können. Sie aufzuklären und in die Gewerkschaft einzubringen, kann nur gelingen, wenn die Aufklärung in die breiten Massen hineingetragen wird. Und wieder ist die Presse eines der vornehmsten Agitationsmittel, wenn man sie zur Werbung für die Arbeiterbewegung benutzen will. Also Arbeiterpresse und Gewerkschaften arbeiten an einem Ziel, darum sind sie gemeinsame Werkzeuge der Agitation. Benutzet nun jede Gelegenheit, um ihrer Sache zu dienen. Wer da erwartet, daß die Regierung selbst um unser Recht besorgt ist, der kann so ruhig, wie einst auf das Himmelreich warten, es kostet nichts und bietet doch eine „frohe“ Zukunft. Wir aber, die die Wirklichkeit sehen, wir müssen eine ganz kräftige Agitation für unsere freien Gewerkschaften und die Arbeiterpresse entwickeln, wenn der Erfolg auch gesichert sein soll. Darum auf zur Agitation! —U.

Galgenfrist für den Freihandel?

Der Idee des Freihandels geht es wieder einmal besonders schlecht! Wohl wurde diesem verbleichenden Gestirn durch die Weltwirtschaftskonferenz, durch Beschlüsse und Anregungen der Internationalen Handelskammer und Erörterungen wirtschaftlicher Experten und hoher Staatsmänner gerade in letzter Zeit wieder einigen Glanz verliehen. Offiziell und offiziös wurde die Binsenwahrheit bekräftigt, daß es einem Land, das in der Gestaltung und Aufrechterhaltung seiner Wirtschaft u. a. auch vom Export abhängig ist — und welches Land wäre dies nicht? — sich nicht abschließen und gleichzeitig von den anderen Ländern verlangen und erwarten kann, daß sie ihm jenen Teil der Produkte abnehmen, den es zur Instandhaltung seiner Wirtschaft exportieren muß. Im Stillen aber hoffen alle Kapitalisten und die ihnen untertänigen bürgerlichen Regierungen, daß sie die vorhandenen „vorübergehender“ wirtschaftlichen Schwierigkeiten vielleicht doch auf künstliche Weise durch einen gelinden oder weitergehenden Schutzzoll auf Kosten dieses oder jenen Nachbars werden überwinden und so jene grundlegenden Umstellungen umgehen können, von denen der Kapitalismus nichts wissen will, weil sie seinen Bestand als Wirtschaftsmethode in Gefahr bringen.



Im Leichtflugzeug durch Europa

Am 16. August startete der durch seine Segelflüge bekanntgewordene Dipl.-Ingenieur Artur Martens (links) in Begleitung seines früheren Flugkameraden Heinrich Weber (rechts) mit einem Kleinflugzeug in Berlin zu einem Propagandaflug durch ganz Europa. Die Reise geht zunächst nach Köln, dann nach Paris, London, Brüssel, Amsterdam, Rotterdam und Tilsit. Von dort sollen die Hauptstädte Nordeuropas und Südeneuropas besucht werden. Martens hofft, den ganzen Flug in vier Wochen zu vollenden.

So sehen wir denn überall nach einer internationalen Redeflut zugunsten der Abschaffung der Zölle gerade national die Einführung von protektionistischen Maßnahmen. Die Vereinigten Staaten, deren Produkte man in Europa auf Schritt und Tritt begegnet und dessen Automobile die Straßen Europas fast vollständig mit Beschlag belegen, sind dabei nichts weniger als tonangebend. Der Präsidentschaftskandidat Hoover geht sogar soweit, daß er kürzlich in einem an die „Tariff Review“ gerichteten Schreiben rund heraus sagte, die hohen Löhne der amerikanischen Arbeiter seien vor allem auf den Schutzzoll zurückzuführen. Seine Worte finden Widerhall bis tief in die Arbeiterschaft hinein und der Schutzzoll wird wahrscheinlich zum wichtigen Schlagwort der Präsidentschaftskampagne werden. Was dies bedeuten kann, zeigen nachstehende Ausführungen eines amerikanischen Gewerkschaftsblattes: „Daß die Zollfrage politisch und wirtschaftlich zum wichtigen Ausgangspunkt der Präsidentenwahlen wird, zeigt sich jetzt bereits in Philadelphia. So haben z. B. die Textilarbeiter eine Organisation gegründet, die mit den Textilunternehmern dieser Stadt zusammenarbeitet, um höhere Zölle für alle Textilprodukte zu erwirken“. In der Folge wird eine ganze Reihe von Gewerkschaften angeführt, die sich dieser Kampagne angeschlossen hat.

In England hat bekanntlich in den letzten Tagen der Innenminister für den Schutzzoll eine Lanze gebrochen und sich dabei scheinbar zu seinen Kollegen des konservativen Kabinetts in Gegensatz gesetzt. Wenn auch nach der soeben abgehaltenen Kabinettssitzung die „Einheitsfront“ wieder notdürftig hergestellt ist, so steht doch außerhalb allen Zweifels, daß dem Freihandel damit vielleicht nur eine Galgenfrist gegeben ist und die konservative Partei in ihrem demnächst abzuhaltenden Kongreß mit vollen Segeln ins Schutzzollager fahren wird.

Die schon vor der besagten Kabinettssitzung in diesem Zusammenhang vom „Manchester Guardian“ gesprochenen Worte gelten wahrscheinlich auch jetzt noch: „Wenn es eine Sache gibt, an die die konservative Partei wirklich glaubt und für die sie zeitweilig zu sterben bereit ist, dann ist es der Schutzzoll. In der Ueberzeugung, daß Zölle für den Handel gut sind, schwankten die Konservativen nie. Natürlich wird diese Ueberzeugung nicht immer mit dem gleichen Nachdruck ausgesprochen. Es gibt Zeiten, wo dies geheim gehalten oder nur verschämt zugestanden und andere Zeiten wo es wie ein Glaubensbekenntnis verkündet wird. Dazwischen gibt es wieder Perioden, wo die Konservativen hohen Rat abhalten und darüber beratschlagen, ob ihr Hinneigen zum Protektionismus ein zu entschuldigendes Laster oder eine auszunützende Tugend ist. Eine solche Periode des Zwiespalts scheint jetzt wieder angebrochen zu sein“. Daß die konservative Partei, wenn sie wieder zur Macht kommt, in Schutzzollmaßnahmen weiter gehen wird als jetzt, und zwar speziell dann, wenn sie sich bei den Wahlen nicht im voraus durch bestimmte Zusicherungen binden muß, scheint dem „Manchester Guardian“ sicher, wie es auch auf der Hand liegt, daß es nicht beim Schutz der Eisen- und Stahlindustrie bleibt, wenn einmal ein schutzzöllnerischer Anfang gemacht ist.

Der einzige Lichtstrahl in den Ausführungen des Blattes ist sein Hinweis auf die Stärke der anti-protektionistischen Bewegung: „Die Weltwirtschaftskonferenz legte davon Zeugnis ab, wie man im Auslande immer mehr die Ansicht vertritt, daß viele der wirtschaftlichen Depressionen der Nachkriegszeit auf die Erhöhung der Zölle und die Beschränkung der Handelsfreiheit zurückzuführen sind. Eine starke internationale Bewegung ist daran, diese Widerstände aus dem Wege zu schaffen. Es ist eine Bewegung bei der wir mehr zu gewinnen haben als irgend ein anderes Land. Diesen Augenblick zur Einführung eines eigenen Schutzzollsystems zu wählen, ist fast selbstmörderisch“.

Dies sind schöne Worte. Aber wie steht es, wenn man der Sache auf den Grund geht und die praktische Stellungnahme der Liberalen prüft, in deren Namen der „Manchester Guardian“ zum Teil spricht? Der „Daily Herald“ läßt darüber keinen Zweifel, indem er an alle Gelegenheiten erinnert, wo gerade führende Liberale in verantwortlichen Stellungen Schutzzölle direkt einführten oder befürworteten: „Die Heuchelei der Liberalen in der Schutzzollfrage paßt gut zur Sophisterei der Tories!“.

Daß es den Regierenden der herrschenden Klasse hier wie überall nur darum geht, wie sie ihren Auftraggebern, d. h. dem Großkapital, dienen können, beweist gerade in den letzten Tagen wieder die Stellungnahme einer britischen Reichskonferenz zur Lage des drahtlosen Dienstes der Regierung und der privaten Kabelgesellschaften. Da diese letzteren gegen den gut organisierten drahtlosen Dienst der Regierung, der sie bereits zu einer umfassenden Reorganisation und zu Preisherabsetzungen gezwungen und zu weiteren Ermäßigungen oder sogar Betriebseinstellungen zwingen könnte, nicht aufkommen können, wird als der Weisheit letzter Schluß betrachtet, daß dieser Dienstzweig, d. h. der allein rentierende Teil des behördlichen Telegraphendienstes, in der Form eines riesigen Trustes an das Privatkapital verschachert wird. Die „Times“, der gehorsame Diener dieser privaten Interessen, hat sogar die Unverfrorenheit, diesen Vorschlag wie folgt zu feiern: „Vom wirtschaftlichen und politischen Standpunkt aus ist diese Anregung von weittragendster Bedeutung. Wirtschaftlich wird damit in der Geschichte der Verbindungen des britischen Weltreiches eine neue Epoche eingeleitet“. Um das Publikum zufriedenzustellen und im angeblichen Interesse der Verfügungsgewalt über diesen Dienstzweig in Zeiten des Krieges soll eine gewisse Regierungskontrolle dabei gewahrt bleiben. Was davon zu halten ist, sagt der „Daily Herald“ wie folgt: „Die Gesellschaften würden für alle praktischen Zwecke privat geleitet und wären vollständig in privatem Besitz. Die Kontrolle der Regierung wäre der Schatten eines Schattens“.

Ob es nun direkt oder indirekt geschieht, d. h. ob es sich um die Verschacherung von staatlichen Unternehmen an das Privatkapital oder um Schutzzollmaßnahmen usw. handelt, immer liegen der Stellungnahme kapitalistischer Regierungen die gleichen Motive zugrunde: Der Kapitalismus strebt nach sofort realisierbaren Gewinnen und seine Vertreter in den Regierungen haben ihm diese zu verschaffen, gleichviel ob dabei das Land als Ganzes benachteiligt oder sein zukünftiges Wohlergehen aufs Spiel gesetzt wird. Solange der Produktionsapparat, den der Kapitalismus langsam seinen Händen entgleiten sieht, noch in seiner Macht ist, soll er in rücksichtslosem Raubbau zugunsten des privaten Kapitals ausgepreßt werden! —

Jouhaux über die Reorganisation des J. G. B.

In einem Leitartikel des Pariser „Peuple“ kommt Leon Jouhaux, Generalsekretär des Französischen Gewerkschaftsbundes und Vize-Vorsitzender des Internationalen Gewerkschaftsbundes auf die Reorganisation des J. G. B. resp. die auf der soeben in Köln abgehaltenen Vorstandssitzung gutgeheißenen Anträge an den Ausschuß betr. die Beibehaltung des Sitzes in Amsterdam bis zum nächsten Kongreß, die Wahl, die Citrines zum Vorstandsmitglied resp. Präsidenten des J. G. B. und die Ernen-

lung Sassenbachs zum Generalsekretär des J. G. B. zu sprechen. „Alle diese Beschlüsse", sagt Jouhaux, „werden, wie gesagt, dem Ausschuß des J. G. B. unterbreitet werden müssen. Da es aber so gut wie sicher ist, daß sie derselbe bestätigen wird, kann man sagen, daß die Reorganisation des J. G. B. schon jetzt vollzogen ist. Damit endigt die Periode des Abwartens und der Unsicherheit, die nun ein ganzes Jahr gedauert hat und die die Aktion des J. G. B. bis zu einem gewissen Grade behinderte.

Damit sind die Gegensätze, die sich innerhalb der Bewegung geltend machten, beseitigt. Die Geste der britischen Gewerkschaften, die ihren Platz in der Leitung des J. G. B. wieder einnehmen und ihren Teil der Verantwortung in seiner Aktion fordern, bedeutet die vollständige Wiederherstellung einheitlicher Gesichtspunkte unter den angeschlossenen Landeszentralen sowie das Ende von Sonderbestrebungen, die die im Interesse jeglichen gemeinsamen Strebens notwendige Einigkeit gefährdeten.

Die Beschlüsse von Köln konnten gefaßt werden, weil heute die Internationale wieder auf sicherer Grundlage steht und die Ursachen der Schwächen überwunden sind, die durch uneinheitliches Handeln veranlaßt werden. Sie bedeuten das Ende einer Krise, den Beginn einer kräftigen Aktion, die sich unverzüglich durch die Wiederaufnahme der Propaganda gegen den Krieg und eine Fortsetzung der Aktion zur Verteidigung der von den Arbeitern errungenen Vorteile und insbesondere des Achtstundentages kundgeben wird."

Das holländische Parteiorgan „Het Volk" kommentiert die Beschlüsse von Köln wie folgt: „Eine so lange Verschiebung der Verlegung des Sitzes wird nahezu sicher zur Beseitigung der Beschwerden führen, die Amsterdam in den Augen der Befürworter der Verlegung anhafteten. Wenn der Kongreß des Jahres 1930 in voller Objektivität zu dieser Angelegenheit Beschlüsse fassen kann, besteht die Möglichkeit, daß der J. G. B. für Amsterdam erhalten bleibt. Ein solches Resultat würde sicherlich viele von uns freuen. Mit dem J. G. B. und der internationalen Gewerkschaftsbewegung sind die Namen unserer besten Leute verknüpft und unser Land hat es immer als eine Ehre betrachtet, das oberste Organ der internationalen Gewerkschaftsbewegung beherbergen zu dürfen".



Kattowitz — Welle 422.

Sonntag. 10.15: Uebertragung des Gottesdienstes. 12: Zeitzeichen und Wetterbericht. 16: Vorträge. 17: Nachmittagskonzert. 19.45: Vortrag. 20.15: Abendkonzert, übertragen aus Warschau. 22: Zeitzeichen und Berichte. 22.30: Tanzmusik.

Montag. 16.40: Berichte. 17: Kinderstunde. 17.25: Uebertragung aus Warschau. 18: Tanzmusik. 19: Verschiedene Berichte. 19.30: Uebertragung der Oper „Fidelio" aus Salzburg. 22: Die Abendberichte.

Krakau — Welle 422.

Sonntag. 10.15: Uebertagung des Gottesdienstes. 12: Berichte. 16: Vorträge. 17: Uebertragung aus Warschau. 18.50: Vortrag. 20.30: Abendkonzert. 22: Uebertragung aus Warschau. 22.30: Konzert.

Montag. 17: Schallplattenkonzert. 17.25: Vortrag. 18: Uebertragung aus Warschau. 18: Programm von Warschau. 19.30: Vortrag. 20.15: Programm von Warschau, danach die Abendberichte.

Posen Welle 344,8.

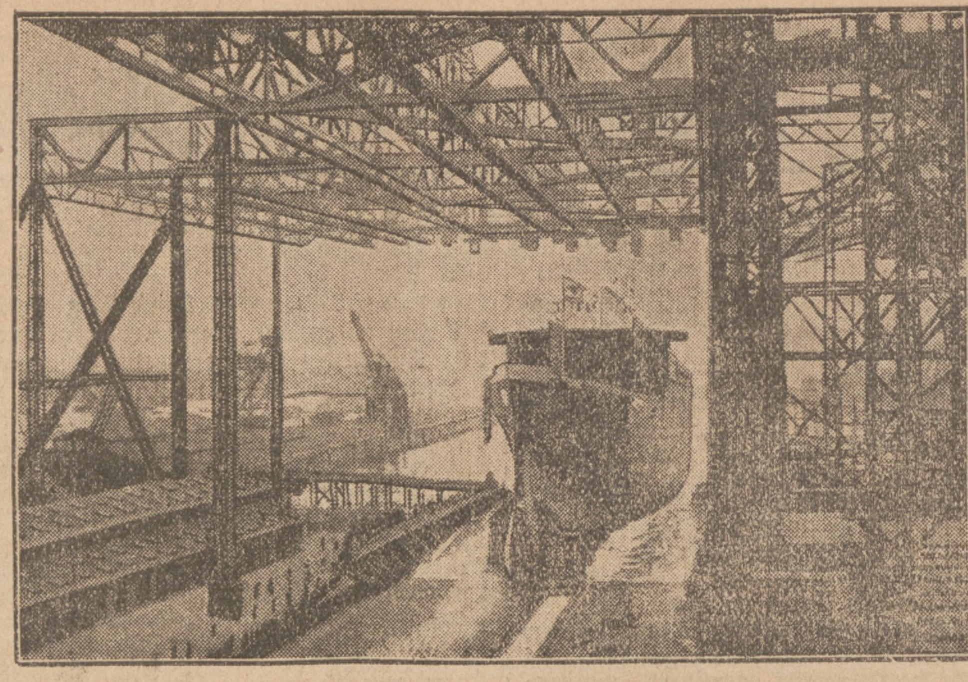
Sonntag. 10.15: Uebertragung aus der Kathedrale von Wilna. 12: Zeitzeichen. 17: Sinfoniekonzert, übertragen aus Warschau. 18.50: Vorträge. 20.30: Musikalische Abendveranstaltung, anschl. Berichte und Tanzmusik.

Montag. 13: Zeitzeichen und Schallplattenkonzert. 18: Nachmittagskonzert. 19.35: Vortrag. 20.30: Konzertübertragung von Warschau.

Warschau — Welle 1111,1.

Sonntag. 10.15: Uebertragung aus der Kathedrale von Wilna. 12: Zeitzeichen und verschiedene Berichte. 17: Konzert der Warschauer Philharmonie. 18.30: Verschiedenes. 18.50: Vorträge. 20.15: Konzert der Warschauer Philharmonie. 22: Abendberichte, danach Tanzmusik.

Montag. 12: Schallplattenkonzert und anschließend die Mittagsberichte. 16.30: Presseberichte. 17: Kinderstunde. 17.25: Vortrag. 18: Unterhaltungskonzert, übertragen aus Wilna. 19.30: Internationaler Konzertabend. Uebertragung von Vienne auf Salzburg, Prag und Warschau. 22: Die Abendberichte.



Stapellauf der „Europa"

Der Augenblick des Stapellaufs.

Gleiwitz Welle 329,7. Breslau Welle 322,6.

Allgemeine Tageseinteilung.

11.15: (Nur Wochentags) Wetterbericht, Wasserstände der Oder und Tagesnachrichten. 12.20—12.55: Konzert für Versuche und für die Funkindustrie auf Schallplatten.*) 12.55 bis 13.06: Nauener Zeitzeichen. 13.06: (nur Sonntags) Mittagsberichte. 13.30: Zeitansage, Wetterbericht, Wirtschafts- und Tagesnachrichten. 13.45—14.35: Konzert für Versuche und für die Funkindustrie auf Schallplatten und Funkwerbung.*) 15.20—15.35: Erster landwirtschaftlicher Preisbericht und Pressenachrichten (außer Sonntags). 17.00: Zweiter landwirtschaftlicher Preisbericht (außer Sonnabends und Sonntags). 19.20: Wetterbericht. 22.00: Zeitansage, Wetterbericht, neueste Pressenachrichten, Funkwerbung*) und Sportfunk. 22.30—24.00: Tanzmusik (ein- bis zweimal in der Woche).

*) Außerhalb des Programms der Schlesischen Funkstunde A.-G.

Sonntag, den 19. August. 8,45: Uebertragung des Glockengeläutes der Christuskirche. — 9—10: Uebertragung von der „Pressa," Köln: Evangelische Morgenfeier. — 11—12,55: Uebertragung auf den Deutschlandsender Königswusterhausen, auf die Sender Berlin, Hamburg, Königsberg u. Frankfurt am Main aus dem Konzerthaus Breslau: Der 4. deutsche Angestelltentag des Gewerkschaftsbundes der Angestellten. — 14,10—14.25: Dr. Fritz Gerathewohl: „Tempo!" — 14,35: Schachfunk. — 15 bis 15,30: Funkkasperles Kindernachmittag. — 15,30—15,55: Stunde des Landwirts. — 16—16,25: Abt. Volkswirtschaft. — 16,30 bis 17,30: Uebertragung aus Gleiwitz: Liederstunde. — 17,30 bis 18,25: Abt. Musik. — 18,30—18,55: Abt. Heimatkunde. — 19,20: Wetterbericht. — 19,25—19,50: Studienrat Hoppe: „Der geschichtliche Werdegang der Staatlichen Baugewerkschule Breslau und ihre heutige Stellung im kulturellen und wirtschaftlichen Leben". — 19,50—20,15: Abt. Welt und Wanderung. — 20,30: Balalaika-Konzert. — 22,30—24: Uebertragung aus dem „Haus Oberschlesien", Gleiwitz: Konzert und Tanzmusik der Kapelle Hans Berg.

Montag, den 20. August. 16: Kurt Kersten: „Fahrt in die Vergangenheit." — 16,30—18: Unterhaltungskonzert. — 18 bis 18,25: Uebertragung aus Gleiwitz: Abt. Heimatkunde. — 18,30 bis 18,55: Abt. Welt und Wanderung. — 19—22: Uebertragung a. Salzburg anläßlich der Salzburger Festspiele: Fidelio. 22: Die Abendberichte und Berichte d. Deutschen Landwirtschaftsrates.

Mitteilungen des Bundes für Arbeiterbildung

Königshütte. Der Bund für Arbeiterbildung Krol. Huta hat beschlossen, am Sonntag, den 19. d. Mts. einen Ausflug nach Gleiwitz zu unternehmen. Es ist eine Tagestour gedacht. Beabsichtigt wird die Besichtigung des Gleiwitzer Museums, Senders und verschiedene andere Sehenswürdigkeiten. Die Führung übernehmen die freien Gewerkschaften. Da die Zahl der Interessenten angegeben werden soll, werden unsere Genossen und Genossinnen gebeten, sich zu diesem Zweck beim Vorsitzenden Genossen Otzel oder im Büro des Deutschen Metallarbeiterverbandes vormerken zu lassen.

Versammlungskalender

Achtung, Bergarbeiter!

Am Sonntag, den 19. August, finden keine Versammlungen des Bergarbeiterverbandes statt, und zwar aus dem Grunde, da die Zahlstelle Miechowitz (Deutsch-Oberschlesien) uns zu ihrem Fahnenweihfeste eingeladen hat.

Sammelpunkt der Bergarbeiter Polnisch-Oberschlesiens, welche Gelegenheit haben, an der Feier teilzunehmen, ist am Sonntag, den 19. August, vormittags 11½ Uhr im Volkshaus in Beuthen, am Moltkeplatz. Abmarsch von dort um 12 Uhr mit Musik nach Miechowitz. Wir bitten alle Mitglieder sich recht zahlreich mit ihren Angehörigen zu beteiligen.

Die Bezirksleitung. J. A.: Nietsch.

Freidenker.

Am Sonntag, den 19. August dieses Jahres, veranstalten die oberschlesischen Freidenker einen Ausflug nach den Spielwiesen in Idaweiche. Treffpunkt um 8 Uhr am Volkshaus in Königshütte, Haupttreffpunkt um 9 Uhr am Bahnhof in Wielkie Hajduki. Abmarsch vom Bahnhof 9.10 Uhr. Für Musik und Unterhaltung ist gesorgt. Bei ungünstigem Wetter ist außer der Mitgliederversammlung um 10 Uhr eine Bezirksvorstandssitzung im Volkshaus Königshütte.

Kattowitz. Freie Turner. Am Sonntag, den 19. August, Beteiligung am Sommerfest des Bundes für Arbeiterbildung in Sadolatal bei Idaweiche. Treffen ist 7½ Uhr am Blücherplatz. Die Turngenossinnen und Genossen werden ersucht, unsere kleine Turnerschar, die Kinder, zu benachrichtigen. Nachzügler können mit der Bahn bis Idaweiche fahren, von dort ist die Festwiese Sadolamühle in 10 Minuten zu erreichen. Trinkgefäße nicht vergessen.

Nickischschacht-Gieschewald. Sonntag, den 19. August, vormittags 10 Uhr, bei Kotyrba in Janow, Sitzung des Bergarbeiterverbandes und Zentralverbandes zwecks Aufstellung der einheitlichen Liste zu den Betriebsratswahlen auf den Gieschegruben.

Königshütte. Freie Bildungsgemeinschaft. Sonnabend, den 18. August, findet die Eröffnungssitzung der Freien Bildungsgemeinschaft für das Winterhalbjahr 1928-29 statt. Alle Gewerkschaftskollegen, Parteigenossen und Mitglieder der Kulturvereine, die sich in sozialistischer Weltanschauung fortbilden wollen, werden dazu eingeladen. Anfang 7½ Uhr.

Nikolai. Freie Sänger. Der Verein unternimmt am Sonntag, den 19. August, einen Ausflug nach Ober-Lazisk. Abfahrt um 2 Uhr nachmittags vom Nikolaier Bahnhof. — Am Dienstag, den 21. August, Chorprobe.